

wissen leben

Mit Sonderbeilage
für Alumni, Freunde und Förderer

Die Zeitung der WWU Münster



Kleinkinder erkennen Hilfsbedürftigkeit anderer

Entwicklungspsychologen untersuchen das Hilfeverhalten von Kleinkindern und reisen dafür um die Welt. Seite 5



Neue Methoden zur Genom-Editierung

Das molekularbiologische Werkzeug „Crispr/Cas9“ weckt Hoffnungen und wirft zugleich ethische Fragen auf. Seite 6



Pflanzenexperte aus Leidenschaft

Herbert Voigt ist seit 28 Jahren technischer Leiter des Botanischen Gartens. Ein Porträt des Ur-Münsteraners. Seite 7

Liebe Leserinnen und Leser,



neulich während einer Fortbildungsveranstaltung: Der Referent stand vor der schwierigen Aufgabe, seinen rund 40 Zuhörern der Universität Münster die komplexe Welt der Systemanalyse und Programmentwicklung,

kurz der Walldorfer Firma SAP, zu erläutern. Er war gut vorbereitet und legte eine schlüssig strukturierte Rede hin. Er meinte es ohnehin nur gut mit seinen Gästen. Deswegen verteilte er einige Inhaltzettel und legte die mitentscheidenden Seiten gleich obenauf: das Glossar.

Das war eine ausgesprochen gute Idee. Denn die SAP-Welt ist eine verschlungene Welt, vor allem eine Welt der Abkürzungen. Und so war in den folgenden drei Stunden beispielsweise immer wieder die Rede von BEST, EKW und MM, was nur die wenigen zu einem routiniert-zufriedenen Kopfnicken bewegte, die längst wussten, dass es sich dabei um eine Bestellung, einen Einkaufswagen und um das Modul Materials Management handelt. Man sah es förmlich so manchem Teilnehmer an, dass ihm bei der gefühl 38. Buchstaben-Kombination der Gedanke durch den Kopf schoss: Das ist ja eine echte Seuche ...

Gefühlt hat sich das Phänomen der Abkürzeritis in den vergangenen Jahren erheblich ausgebreitet. Das liegt wahrscheinlich in einer oft unüberschaubaren Welt an immer komplizierteren Sachverhalten und Organisationen, die über eine eigene (Fach-) Sprache verfügen, die sich die Insider wiederum mit Abkürzungen zu vereinfachen versuchen. Andererseits sind Abbreviationen nichts wirklich Neues. Es gibt sie bereits seit der Antike, als etwa B VIX für bene vixit (hat gut gelebt) stand. Und natürlich weiß jeder, der bei der Bundeswehr Dienst geschoben hat, was zu tun ist, wenn der USC eine WÜ anordnet – dass sich der Unterstabschef halt eine Wehrübung wünscht.

Endgültig milde gestimmt sollten die Abkürzungs-Skeptiker sein, wenn sie sich vor Augen führen, wie lange wir schon mit so alltäglichen Abkürzungen wie ARD, GmbH, TÜV und Nato zurande kommen. Zumal es so mancher Begriff wie beispielsweise Hanuta (Haselnusstafel) und Adidas (Adolf „Adi“ Dassler) sogar bis zum alltäglichen Markennamen schafft. Es gibt also noch Hoffnung für BEST, EKW und MM ...

Ihr

Norbert Robers

Norbert Robers (Pressesprecher der WWU)

Mehr als nur eine Rasenfläche

Das Juridicum bekommt einen neu gestalteten Innenhof

Abgenutzter Rasen, graue Steinplatten und einige Bäume: So sieht der gemeinsame Innenhof der Wirtschaftswissenschaften und der Rechtswissenschaftlichen Fakultät an der Universitätsstraße aus. Zu einem Treffen unter Studenten oder gar einer ausgedehnten Mittagspause lädt der Ort derzeit nicht unbedingt ein. Es gibt nur wenige Pflanzen, die Sitzgelegenheiten sind rar gesät, und Harald Klingelhöllers Skulptur „Die Wiese lacht oder das Gesicht in der Wand“ von 1987 ist verwirrt und restaurierungsbedürftig. Zudem ist der Rasen durch zahlreiche Veranstaltungen wie beispielsweise die JurStart-Messe oder das JuWi-Fest stark in Mitleidenschaft gezogen.

Dieser Zustand soll bald ein Ende haben – das Rektorat der Universität hat jetzt beschlossen, den Innenhof buchstäblich auf Vordermann zu bringen. Das WWU-Dezernat für Gebäudemanagement und Universitätskustos Dr. Eckhard Kluth haben dazu mit den Fachbereichen 3 und 4 bereits ein Konzept ausgearbeitet. Mit einem ehrgeizigen Zeitplan: Bis zum Frühjahr 2017 soll der Innenhof neu gestaltet und die Skulptur professionell restauriert sein. Jörg Albano-Müller, Leiter der Abteilung Gebäude- und Baumanagement, betont die Wichtigkeit des Projekts: „Unser Ziel ist es, die Aufenthaltsqualität für die Studierenden zu erhöhen und dass die Besonderheit des Ortes wieder angemessen wahrgenommen werden kann.“

Der Innenhof ist nicht irgendein Hof der Universität. Da die WWU mit ihren mehr



Der Innenhof des Juridicums: Bis zum Frühjahr 2017 soll der Platz grundlegend neu gestaltet werden. Foto: Julia Schwewendiek

als 220 Gebäuden quer über die Stadt verteilt ist, gibt es universitätsweit nur sehr wenige Plätze oder Areale mit einem „klassischen“ Campus-Charakter – genau das ist an dieser Stelle zwischen den Straßen Krummer Timpen und Universitätsstraße der Fall. Hinzu kommt, dass die Rechts- und die Wirtschaftswissenschaften mit ihren jeweils rund 5000 Studierenden zwei der größten Fachbereiche der Universität sind. Entsprechend groß ist mitunter der Andrang im Innenhof des Gebäudekomplexes, der als Treffpunkt, wichtiger Veranstaltungsort und als Durchgang zur Universitäts- und Landesbibliothek beziehungsweise zur Innenstadt dient.

„Die vergangenen Jahrzehnte haben den Grasflächen stark zugesetzt.“

Das Umbaukonzept sieht mehrere Schritte vor. Zum einen werden die bereits vorhandenen Bäume beschritten, um die Lichtverhältnisse zu verbessern. Außerdem werden nicht benötigte Pflanzen entfernt. „Die vergangenen Jahrzehnte haben den Grasflächen stark zugesetzt und auch die veränderten Bewegungsmuster der Studierenden müssen berücksichtigt werden“, erklärt Jörg Albano-Müller. Deshalb werden die verdichtete Bodenschicht und die Rasennarbe abgetragen, danach wird eine Drainage- und Rasentrag-schicht eingebaut. Hierdurch können die Rasenflächen nach Veranstaltungen gepflegt und gelockert werden, die Widerstandskraft gegenüber Zeltaufbauten und Großveranstaltungen erhöht sich.

Die bisherige Wegeführung wird durch einen neuen Weg zwischen dem Haupteingang der Rechtswissenschaftlichen Fakultät und dem nördlichen Ausgang des Juridicums in Richtung Krummer Timpen ergänzt. Entlang der zentralen Achsen laden zukünftig Sitzbänke zum Verweilen ein. Für eine angenehme Atmosphäre sollen neue Hecken und weitere Pflanzen sorgen.

Harald Klingelhöllers Skulptur wird in Rücksprache mit Restauratoren des LWL-Museums für Kunst und Kultur wiederhergestellt. Denn inzwischen sind die Spiegelscheiben, die einen Teil der Skulptur bilden, durch Wind und Wetter korrodiert. 21 Eiben, die ebenfalls zum Kunstwerk gehören, brauchen einen neuen Formschnitt, damit das Werk pünktlich zu den „Skulptur Projekten 2017“ im Urzustand gezeigt werden kann.

FRIEDRIKE STECKLUM



Foto: Peter Grever

Universitätskirche öffnet nach Sanierung

Die Sanierung der evangelischen Universitätskirche steht kurz vor dem Abschluss: Am ersten Adventssonntag wird das Gebäude an der Schlaunstraße nach eineinhalb Jahren Bauzeit wieder eingeweiht. Rund 2,3 Millionen Euro hat das Land Nordrhein-Westfalen als Eigentümer in das barocke Bauwerk investiert, das wegen seines Bauzustands lange ein Sorgenkind der Evangelisch-Theologischen Fakultät war. So war der Glockenstuhl derart baufällig, dass vor fünf Jahren das Geläut eingestellt werden musste.

Mit dem Semestereröffnungsgottesdienst (Foto) fand bereits Ende Oktober die erste Veranstaltung in der sanierten Kirche statt – allerdings noch ohne die neue Akustikanlage, ohne Zugang zur neuen Sakristei und ohne elektrisches Licht. Bis zur Wiedereinweihung sollen auch die letzten Feinarbeiten abgeschlossen sein. Der Gottesdienst am 27. November mit Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen, beginnt um 10.30 Uhr. Gäste sind herzlich eingeladen.

Mehr lesen Sie auf Seite 3

DIE ZAHL DES MONATS

Im vergangenen Jahr besuchten insgesamt rund

200.000

Gäste den Botanischen Garten der Universität Münster.

NEUES AN-INSTITUT: Die WWU hat gemeinsam mit der in Münster ansässigen Außenwirtschafts-Akademie (AWA) das An-Institut für Zoll- und Außenwirtschaftsrecht in Münster gegründet. Damit soll die Arbeit der Abteilung Zölle und Verbrauchsteuern am Institut für Steuerrecht intensiviert und die nationale wie internationale Auseinandersetzung mit allen Themen des Zoll- und Außenwirtschaftsrechts in Forschung und Lehre sichergestellt werden. Direktor des neuen Instituts ist Prof. Hans-Michael Wolfgang.

FÖRDERUNG: Die Alexander-von-Humboldt-Stiftung fördert die Forscher-Alumni-Strategie der Universität Münster mit 100.000 Euro. Verantwortlich für das auf zwei Jahre angelegte Projekt ist das WWU-Welcome-Centre des International Office. Ziel ist es, internationale Wissenschaftler, die an der WWU forschen und geforscht haben, stärker an die Universität zu binden und als Botschafter zu gewinnen. Dazu soll unter anderem eine Koordinierungsstelle Forscher-Alumni eingerichtet werden. Offizieller Projektstart ist am 1. Dezember.

NEUERSCHEINUNG: Das Buch „Wege der Rechtsgeschichte: Gerichtsbarkeit und Verfahren“ des Rechtshistorikers Prof. Peter Oestmann wurde als einer der sechs juristischen Titel des Jahres 2016 ausgewählt. Eine aus Rechtswissenschaftlern bestehende Jury hat die Bücher aus sämtlichen juristischen Neuerscheinungen ausgesucht und damit eine Leseempfehlung für ein breites juristisches Publikum gegeben. Seit 1995 werden auf diese Weise einige wenige von den mehr als 7500 jährlich erscheinenden juristischen Fachbüchern ausgezeichnet.

ORIENT-ARCHIV: Mit einem Festakt haben Angehörige des Instituts für Musikwissenschaft und der Universitäts- und Landesbibliothek das „Münsterische Archiv zur Musik des Orients“ (MAMO) eröffnet. Es macht Originalquellen zur Musik und Musiktheorie des Vorderen Orients, die in Bibliotheken weltweit zerstreut liegen, in digitalisierter Form zugänglich. Die Dokumente sind für Wissenschaftler und Studierende, aber auch für interessierte Bürger einsehbar. Bislang umfasst das Orient-Archiv arabische, türkische und persische Quellen.

KURZNACHRICHTEN

Philologen und Archäologen unter einem Dach

Vor mehr als 100 Jahren wurde der Vorläufer des Instituts für Altorientalische Philologie und Vorderasiatische Altertumskunde gegründet

Es zählt zu den kleinsten und zu den ältesten Einrichtungen der WWU: das Institut für Altorientalische Philologie und Vorderasiatische Altertumskunde. Vor über 100 Jahren als Orientalisches Seminar gegründet, umfasst es heute gerade mal zwei Professuren. Hinzu kommen drei weitere Mitarbeiter und drei Hilfskräfte. „Die Altorientalistik ist ein vergleichsweise junges Fach, hat in Münster aber eine lange Tradition“, erklärt Institutsdirektor Hans Neumann, Professor für Altorientalische Philologie. Ende November werden Wissenschaftler aus dem In- und Ausland bei einer Tagung die Rolle der altorientalistischen Forschungen in Münster im Kontext der internationalen Fachgeschichte analysieren. Aus diesem Anlass stellen wir das Institut und seine Geschichte vor.

Gründung

Als erster Professor für Semitische Philologie und Altorientalische Geschichte in Münster vertrat Prof. Hubert Grimme seit 1911 den Alten Orient in Lehre und Forschung. Die Gründung des Orientalischen Seminars erfolgte zum 1. April 1913. Damit ist das Institut – von der Neugründung der Universität im Jahr 1902 aus gerechnet – älter als die Evangelisch-Theologische Fakultät und die Medizinische Fakultät, die in den Jahren 1914 und 1925 neu gegründet wurden. Bereits 1919 erhielt das Orientalische Seminar mit den Abteilungen „Alter und Islamischer Orient“, „Christlicher Orient“ und „Indo-iranischer Orient“ erstmals eine differenzierte Struktur.

Persönlichkeiten

Um das Feld der altorientalischen Sprachen sowie die Geschichte und Kultur des Alten Orients in Forschung und Lehre abdecken zu können, wurde 1936 eine neue Professur errichtet. Sie wurde an den katholischen Theologen und Altorientalisten Dr. phil und Dr. theol. Friedrich Schmidke übertragen. Das Kuriose: Der Vatikan hatte dessen theologische Doktorarbeit zwei Jahre zuvor wegen der darin enthaltenen exegetischen Ansichten auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Ein theologischer Lehrstuhl kam für ihn also nicht mehr infrage. Aufgrund seiner altorientalischen Qualifikation



Organisieren die Tagung und die Ausstellung: Dipl.-Theol. Ludger Hiepel, Prof. Hans Neumann, Prof. Ellen Rehm und Prof. Reinhard Dittmann (v.l.). Im Foyer des Instituts ist links eine Fotografie der rekonstruierten Thronsaalfassade aus Babylon (6. Jh. v. Chr.) zu sehen, rechts der Gipsabguss einer Stele des sogenannten Codex Hammurapi (18. Jh. v. Chr.). Das kleine Bild zeigt Institutsgründer Prof. Hubert Grimme.

Fotos: Peter Grewer / Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft

– Schmidke wurde mit einer Arbeit über den assyrischen König Asarhaddon zum Dr. phil. promoviert – war er jedoch ein geeigneter Kandidat für die neue Professur in Münster.

Zweifellos einer der bedeutendsten Vertreter der Altorientalistik war Prof. Wolfram von Soden, der 1961 nach Münster berufen wurde. Mit seinem „Grundriss der akkadischen Grammatik“ und mit dem dreibändigen „Akkadischen Handwörterbuch“ schrieb er Fachgeschichte. Weltweit sind diese Werke heute in jeder wissenschaftlichen Bibliothek zu finden, die mit Forschungen zu orientalischen und semitischen Sprachen verbunden ist.

Entwicklung

In den Jahren 1962 und 1963 wurden die mittlerweile fünf Abteilungen des Altorientalischen Seminars eigenständige Einrichtungen: Das Ägyptologische Seminar, das Seminar für Arabistik und Islamwissenschaft, das Altorientalische Seminar, das Seminar für

Indologie und das Seminar für Ostasienkunde. Unter dem Dach des Altorientalischen Seminars etablierte sich 1971 schließlich neben der Philologie die Vorderasiatische Altertumskunde (Archäologie) als zweites selbstständiges Fach. Seit 1993 hat Reinhard Dittmann diese Professur inne. Heute ist das Institut für Altorientalische Philologie und Vorderasiatische Altertumskunde eines von zwölf in ganz Deutschland – und das einzige dieser Art in Nordrhein-Westfalen.

Forschung und Lehre

Dass sich Philologie und Archäologie in Münster unter einem Dach befinden, ist aus Sicht von Hans Neumann ein großer Vorteil: „Trotz unterschiedlicher Methoden beschäftigen wir uns mit zwei Seiten derselben Medaille.“ Beide Fächer befassen sich mit der Geschichte, der Kultur und den Sprachen des alten Vorderen Orients und widmen sich damit den Wurzeln heutiger Gesellschaften. „Die Forschung ist sehr vielschichtig und komplex“, betont der Institutsdirektor.

Seit 1999 erstellt und editiert Hans Neumann jährlich die internationale Keilschriftbibliographie, seit 2010 ist er Herausgeber der Orientalistischen Literaturzeitung. Darüber hinaus werden weitere Reihen und Zeitschriften von Angehörigen des Instituts mitverantwortet. Am Exzellenzcluster „Reli-

TAGUNG UND AUSSTELLUNG

Anlässlich des 125. Geburtstags von Friedrich Schmidke und des über 100-jährigen Bestehens der Altorientalistik in Münster findet vom 30. November bis 2. Dezember im Festsaal des Schlosses eine internationale und interdisziplinäre Fachtagung statt. Sie trägt den Titel „Aus der Vergangenheit lernen. Altorientalistische Forschungen in Münster im Kontext der internationalen Fachgeschichte“. Der Auftakt findet ab 18 Uhr im Hörsaal JO 1, Johannisstraße 4, statt. Darüber hinaus wird es im Institut an der Rosenstraße 9 eine öffentliche Studio-Ausstellung geben, die bis Ende des Jahres zu sehen ist.

> www.uni-muenster.de/Altoriental

gion und Politik“ ist das Institut mit einem Projekt zu kultisch-religiösen Institutionen in Mesopotamien beteiligt. Regelmäßig finden Workshops und internationale Tagungen in Münster statt.

Studierende können sich sowohl für einen Bachelor- als auch einen Master-Studiengang einschreiben, die jeweils im Verbund mit der Ägyptologie und Koptologie angeboten werden. Von Kultur und Kunst über Sprache und Religion bis hin zu Wirtschaft und Recht erhalten sie dabei einen umfassenden Einblick in die Gesellschaft des alten Vorderen Orients. Pro Jahr erreicht etwa eine Handvoll ihren Abschluss. JULIA SCHWEKENDIEK

FACHBESCHREIBUNG

Das Fach „Altorientalische Philologie“ entstand gegen Ende des 19. Jahrhunderts und hat die Geschichte, Kultur und Sprachen des alten Vorderen Orients in der Zeit von 3000 v. Chr. bis zum 1. Jahrtausend v. Chr. zum Gegenstand. Quellen sind die in verschiedenen Keilschriftsprachen wie Sumerisch, Akkadisch und Hethitisch abgefassten Texte. Geografisch umfassen die Forschungen das antike Mesopotamien (Irak), Syrien, Kleinasien sowie den heutigen Iran. Die „Vorderasiatische Altertumskunde“ (auch vorderasiatische Archäologie) wurde als Fach in Deutschland im Jahr 1948 gegründet. Sie verfolgt das Ziel, anhand von Bodenfunden die Kulturentwicklung im präislamischen Orient zu rekonstruieren. Der zeitliche Rahmen reicht vom 10. Jahrtausend v. Chr. bis zum 7. Jahrhundert n. Chr.



Sumerische Keilschrift: Diese Inschrift wurde um das Jahr 2100 v. Chr. gefertigt. Foto: Ludger Hiepel

IMPRESSUM

Herausgeber:
Der Rektor der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster

Redaktion:
Norbert Robers (verantwortw.)
Julia Schwekendiek
Pressestelle der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster
Schlossplatz 2 | 48149 Münster
Tel. 0251 83-22232
Fax 0251 83-22258
unizeitung@uni-muenster.de

Verlag:
Aschendorff Medien GmbH & Co. KG

Druck:
Aschendorff Druckzentrum GmbH & Co. KG

Anzeigenverwaltung:
Aschendorff Service Center
GmbH & Co. KG
Tel. 0251 690-4694
Fax: 0251 690-517/18

**WESTFÄLISCHE
WILHELMS-UNIVERSITÄT
MÜNSTER**

Die Zeitung ist das offizielle Organ der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Der Bezugspreis ist im Jahresbeitrag der Universitätsgesellschaft Münster e.V. enthalten. Im freien Verkauf beträgt die Bezugsgebühr ein Euro/Stück.



Auf ein Stück Mohnkuchen mit ...

... Detlev-Robert Ulbrich, Mitarbeiter in der zentralen Poststelle

Statt nach Schweden ging es in den Senegal – und all das nur, weil der Absender „SE“ auf seine Briefe geschrieben hatte. „Damals gab es die internationalen Ländercodes noch nicht, und so landete die Sendung fälschlicherweise in Afrika. Wir haben das gemerkt, als die Briefe mit französischem Vermerk zurückkamen“, berichtet Detlev-Robert Ulbrich, der in der zentralen Poststelle der Universität Münster arbeitet. Sein Tipp, damit die Briefe ihr Ziel erreichen: „Einfach das Land ausgeschrieben unter die Anschrift setzen.“

Der erste Schwung Post kommt morgens um 7.30 Uhr und wird in interne und externe Sendungen sortiert. Täglich wandern dabei zwischen 500 und 1000 Briefe durch seine Hände. „Wir überprüfen zum Beispiel, was ins Ausland geht, ob die Adressen stimmen und ob es sich um dienstliche Post handelt“, sagt Detlev-Robert Ulbrich. Private Post ist nicht erlaubt – im Zweifelsfall darf er sie öffnen und nachsehen.

Bei der Überprüfung der Adressen ist manchmal Detektivarbeit gefragt, zum Beispiel wenn die Adresse des Empfängers nicht entzifferbar ist. „Ein Mitarbeiter beschriftet die Briefe so unleserlich mit der Hand, dass ich jedes Mal anrufen und nachfragen muss, wo der Brief hin soll.“ Mitunter sind die Postleitzahl oder der Straßennamen falsch. Auch dann ist sein Spürsinn gefragt. Wenn Detlev-Robert Ulbrich keine Lösung findet, geht der Brief zurück an den Absender. „Die Überprüfung hilft mir auch bei Kreuzworträtseln. Städte finde ich immer leicht heraus.“

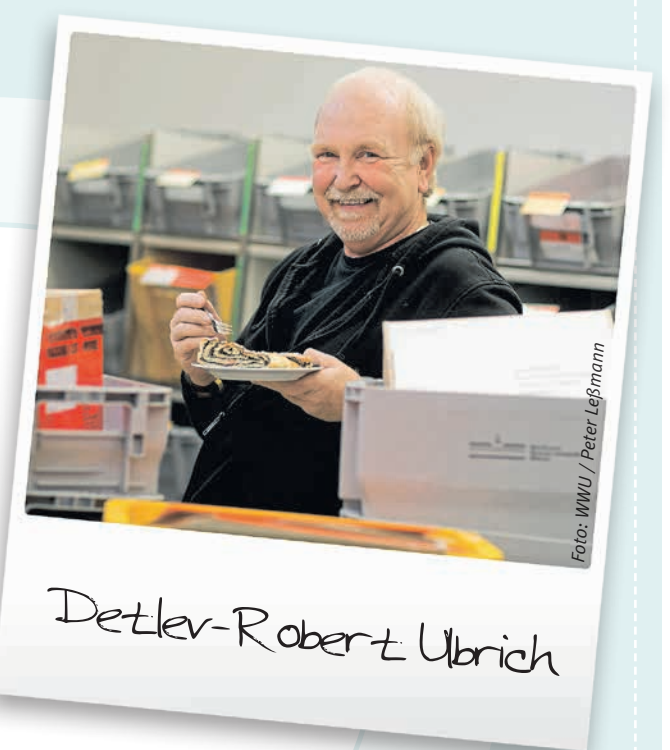
Wenn alle Angaben korrekt sind, steht das Frankieren an. Um das Gewicht der Briefe für das Porto zu ermitteln, reicht es, wenn er sie in die Hand nimmt. „Wir haben zwar eine Briefwaage, aber die brauche ich selten. Nach 26 Jahren in der Poststelle habe ich ein Gefühl für die ent-

scheidenden 20 Gramm.“ Briefmarken einzeln aufkleben muss hier niemand mehr, denn seit kurzem gibt es eine schnelle automatische Frankiermaschine. „Wir hatten vorher auch eine, aber die war alt und langsam“, sagt Detlev-Robert Ulbrich und macht die Maschine an. In einem unglaublichen Tempo zieht sie die Briefe ein und spuckt sie frankiert aus. Beim Thema Briefmarken liegt eine Frage nahe: Sammelt er selbst welche? „Das habe ich tatsächlich gemacht, schon bevor ich hier gearbeitet habe. Inzwischen schaffe ich es nicht mehr, die Marken habe ich aber noch zu Hause“, berichtet der gelernte Bürokaufmann. Bevor er in der Poststelle anfing, hat er bei der Bundeswehr und im Staatsarchiv gearbeitet.

Neben Papierbriefen werden auch ungewöhnliche Dinge verschickt. „Die Biologen versenden zum Beispiel Larven von Drosophila-Fliegen. Manchmal verschicken Wissenschaftler auch Proben oder Bauteile per Express in die ganze Welt.“ Dafür muss er sich mit Ein- und Ausfuhrbestimmungen und dem Zoll auseinandersetzen. „Für detaillierte Informationen schicke ich die Absender direkt zum Zoll, weil sie selbst am besten wissen, was in der Sendung enthalten ist.“

Mit der hausinternen Post hat er es leichter. „Die sortieren wir unfrankiert in graue Plastikboxen. Jede davon hat eine interne Postfachbezeichnung, die Pressestelle ist beispielsweise Fach U25.“ Diese sind nach Straßen zusammengefasst und mehrmals täglich bringt der Kurierdienst der WWU die Sendungen zu den anderen Poststellen der Universität.

Auch wenn die Nachforschungen mitunter länger dauern – Detlev-Robert Ulbrich gefällt die Abwechslung, die sie in seinen Berufsalltag bringen. „Spannend finde ich auch,



Detlev-Robert Ulbrich

Foto: WWU / Peter Legmann

wenn Post aus anderen Ländern kommt. Außerdem mag ich den Austausch mit anderen Menschen, den ich hier viel habe.“ Noch vier Jahre wird er in der Poststelle für den reibungslosen Ablauf der Sendungen sorgen, dann geht er in den Ruhestand. Einen Plan dafür hat er bereits: Reisen und Wandern stehen auf dem Programm.

Mit einem Stück Mohnkuchen im Gepäck besucht Friederike Stecklum, Volontärin der Pressestelle, für jede Ausgabe Universitätsbeschäftigte, um mit ihnen über die Besonderheiten ihres Arbeitsplatzes zu sprechen.

Anzeige

MEDIUM
Mehr als 8.000 Sonderangebote
Restauflagen und Schnäppchen
aus allen Bereichen!

Medium · Rosenstraße 5–6 · Telefon 46000
www.mediumbooks.de

Sehr viel erreicht – sehr viel zu tun

Dr. Regina Ahrens über die täglichen Herausforderungen bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Es ist nicht zu übersehen: Bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie hat sich in den vergangenen Jahren viel getan. Das zeigt sich unter anderem am Ausbau der Betreuungsmöglichkeiten. Noch vor einiger Zeit war es vor allem für Mütter von kleinen Kindern schwierig, arbeiten zu gehen – außer, die Großfamilie (meist in Form der Oma) sprang bei der Kinderbetreuung ein. Heute erleichtern viele Arbeitgeber – darunter auch die WWU – ihren Mitarbeitern die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, indem sie beispielsweise Betreuungsplätze vermitteln oder selbst vorhalten. Im Alltag zeigt sich allerdings immer wieder: Der Spagat zwischen Beruf und Familie ist nicht so einfach – weder für Beschäftigte, noch für Arbeitgeber. Welche Hürden es noch zu überwinden gilt: hier zwei Beispiele.

Beispiel Kinderbetreuung: Mit der Einführung des Rechtsanspruchs auf einen Betreuungsplatz für einjährige Kinder (2013) ist zumindest in der Theorie alles ganz einfach. In der Praxis zeigt sich aber, woran es hakt. Viele Einrichtungen und Tageseltern bieten für unter dreijährige Kinder lediglich (teure) 45-Stunden-Plätze an, in einigen Einrichtungen bedeutet eine Betreuungszeit von 35 Wochenstunden, dass die Kinder über Mittag abgeholt werden müssen. Das ist mit einer Erwerbstätigkeit häufig nicht zu vereinbaren. Aber auch den Arbeitgebern wird es nicht leichtgemacht. Wenn sie ihre Beschäftigten bei der Kinderbetreuung unterstützen möchten, müssen sie sich – orientiert am Bedarf im



Ob Betriebskita, Tagesmutter oder Telearbeit: Für Beschäftigte und Arbeitgeber gibt es verschiedene Möglichkeiten, Familienbewusstsein im Berufsalltag zu leben. Foto: Monkey Business/fotolia.com

Betrieb – zunächst für ein passendes Modell entscheiden: Betriebskita, Großtagespflegestelle oder „nur“ eine Unterstützung bei der Vermittlung von Tageseltern? Die eigene Betriebskita gilt als „Königsdisziplin“. Weil sie einerseits ein gutes „Aushängeschild“ ist. Andererseits, weil die rechtlichen Vorgaben, der administrative Aufwand und die finanzielle Unsicherheit so manchen Arbeitgeber schlucken lassen. Das zeigt ein Blick auf die Kosten für eine Betriebskita am Beispiel von NRW: Ein bestimmter Anteil der Plätze muss öffentlich sein, darf also nicht von Mitarbeiterkindern belegt werden – sonst gibt es keine kommunalen Fördergelder. Ob öffentliche Gelder winken, hängt aber auch von der kommunalen Bedarfsplanung ab. Gilt der Bedarf als gedeckt, gibt es keine Zuschüsse von der Kommune. Dafür sind Unternehmen, die keine Unterstützung erhalten, allerdings auch frei bei der Festlegung von Aufnahmekriterien, Stundenmodellen oder Öffnungszeiten.

Beispiel Unternehmenskultur: Familienbewusstsein ist mehr als die Summe von Maßnahmen. Sie muss gelebt und in der Kultur einer Firma, Hochschule oder Stadtverwaltung verankert sein. Das ist schwieriger als man denkt. Neiddebatten, die Angst davor, vorhandene Angebote zu nutzen, weil dies sich negativ auf die weitere Karriere auswirken könnte,

oder einfach das vage Gefühl, dass es sich bei den Bemühungen des eigenen Arbeitgebers um Lippenbekenntnisse handelt – Gründe dafür, warum Familienbewusstsein nicht gelebt wird, gibt es viele. Das liegt auch daran, dass bestimmte Gruppen wie zum Beispiel Väter, pflegende Angehörige oder Führungskräfte lange in der Diskussion um eine familienbewusste Arbeitswelt „vergessen“ wurden. Noch heute ist es durchaus üblich, dass beispielsweise Führungskräfte offiziell oder durch entsprechenden Druckaufbau davon abgehalten werden, familienbewusste Maßnahmen selbst zu nutzen. Das gilt insbesondere für die Möglichkeit, in Phasen hoher (familienbedingter) Belastung die Arbeitszeit zu reduzieren. Auf lange Sicht kann das fatale Folgen haben. Nämlich dann, wenn Führungskräfte das Gefühl entwickeln, ständig den Spagat zwischen den Forderungen der Mitarbeiter und dem familienbewussten Leitbild des Unternehmens schaffen zu müssen – ohne selbst von den Vorteilen profitieren zu können. Aber auch wenn Väter oder pflegende Angehörige das Gefühl haben, in der Debatte um das Familienbewusstsein ihres Arbeitgebers abgehängt zu werden, können schnell Neiddebatten entstehen.

Die Lösung? Sie ist ganz einfach – zumindest in der Theorie: Kommunikation. In der Pra-

xis ist das eine echte Herausforderung. Denn: Gefordert sind alle. Arbeitgeber müssen auf Beschäftigte und Führungskräfte zugehen und fragen, was sich im Alltag als hilfreich erweist und wo es noch Verbesserungsbedarf gibt – und dabei auch die Mitarbeiter im Blick haben, die (noch) keine Familienpflichten haben. Gleichzeitig ist es an den Beschäftigten, zu äußern, wo der Schuh drückt und konstruktive Vorschläge zu machen. Und beide – sowohl Beschäftigte als auch Arbeitgeber – müssen ihre praktischen Erfahrungen an die Entscheidungsträger in Politik und Verwaltung weitergeben.



Dr. Regina Ahrens führt die Geschäfte des Forschungszentrums Familienbewusste Personalpolitik an der WWU Münster. Bei der Tagung „Zivilgesellschaft und Wohlfahrtsstaat. Akteure, Strategien und Politikfelder im Wandel“, die vom 23. bis 25. November vom Institut für Politikwissenschaft und der „Akademie Franz Hitze Haus“ veranstaltet wird, wirkt Regina Ahrens als Referentin mit.

Foto: Caroline Queda

Informationen zur Tagung: go.wwu.de/0x6me

KURZ NACHGEFRAGT ?

Iris Oji, Leiterin des Servicebüros Familie, zur Umsetzung der Kinderbetreuung an der WWU



Foto: Schültingkemper

Welche Kinderbetreuungsmöglichkeiten gibt es an der WWU?

Die WWU hält auf Basis von zwei Modellen Tagesbetreuung für die Kinder ihrer Beschäftigten bereit. Zum einen bieten wir neun Plätze in der Großtagespflegestelle „Zauberschloss“ an und zum anderen haben wir bisher 14 Belegrechte in drei Kindertagesstätten erworben. Träger sind das Studierendenwerk sowie der evangelische Kirchenkreis. Darüber hinaus organisiert das Servicebüro Familie Ferienprogramme, wenn Schulferien und Vorlesungszeit miteinander kollidieren. Neben dem Back-Up-Angebot im Rahmen von Tagungen haben wir auch den Babysitter-Service.

Wie werden die Angebote nachgefragt?

Unsere Angebote werden sehr gut angenommen. Die veranstaltungsbegleitende Back-Up-Betreuung ist weniger nachgefragt als die übrigen, da wir sie erst in diesem Jahr initiiert haben.

Vor welchen Herausforderungen steht die WWU in Sachen Kinderbetreuung?

Die WWU hat sich vor dem Hintergrund, dass der kommunale Bedarf im U3-Bereich am größten ist, darauf konzentriert, Betreuungsmöglichkeiten für unter dreijährige Kinder zu schaffen. Besonders schwierig ist die Situation für Neubürger, die sich zunächst mit den organisatorischen Abläufen in Münster vertraut machen müssen. Kommen Beschäftigte aus dem Ausland, haben sie oft nicht die Gelegenheit, sich hier vor Ort um Kinderbetreuung zu kümmern. Da es zum Kitajahresbeginn im August die meisten Tagesbetreuungsmöglichkeiten gibt, haben Beschäftigte, die während des Jahres neu in den Job einsteigen oder wieder einsteigen, längere Phasen der Planungunsicherheit. In solchen Situationen ist die Begleitung durch das Servicebüro Familie besonders gefragt.

KATHRIN NOLTE



Die Universität Münster bietet ihren Mitarbeitern und Studierenden bereits vielfältige Hilfe, um Familie und Beruf beziehungsweise Studium miteinander zu vereinbaren. Das Angebot soll weiter ausgebaut werden. Für die Pressestelle der WWU ist „Familienbewusstsein“ deshalb das Schwerpunktthema in den kommenden Monaten.

Einst Pferdestall und Kaserne, heute Gotteshaus der Universität

Ein Gastbeitrag von Markus Rohmann über die wechselvolle Geschichte der Observantenkirche – Wiedereinweihung am 27. November

Wenn die Evangelische Universitätskirche Münster – auch als Observantenkirche bekannt – am 27. November offiziell wieder eingeweiht wird, ist es bereits die dritte Weihe, die sie erlebt. Die Observantenkirche war das erste Gotteshaus in Münster, das nach dem Dreißigjährigen Krieg gebaut wurde. Sie wurde von 1687 bis 1698 als Klosterkirche der Observanten errichtet. Diese waren zwar bereits seit dem 13. Jahrhundert eng mit der Bevölkerung Münsters verbunden, begannen aber erst ab 1629 mit dem Bau eines eigenen Klosters in Münster. Allerdings fehlten den Bettelorden zunächst die Mittel für eine Klosterkirche.

Nachdem während der Friedensverhandlungen Ende des Dreißigjährigen Krieges der Bevollmächtigte Spaniens im Neubau des Klosters beherbergt wurde, stiftete dieser Geld für eine Klosterkirche. Überlegungen, diese an der Südwestseite des Klosters zu errichten, machte der schlechte Baugrund unmöglich. Erst mit dem Kauf eines Eichenwaldes im Süden Münsters konnte der Bau begonnen werden – die eichernen Pfähle dienten und dienen noch heute als Fundament der Kirche. Die Einweihung des Gotteshauses erfolgte am 28. Oktober 1698.

Die Ausstattung im Innenraum wurde im damaligen Barockstil gehalten, dem Geiste des Observantenklosters entsprechend jedoch in einer schlichteren Form. Bis zur Beschlagung der Kirche durch das französische Militär am 19. Januar 1807 hielten die Fran-



Die Observantenkirche Ende der 1920er-Jahre: Zu dieser Zeit diente das Gebäude an der Schlaunstraße als Aufbewahrungsort für Kulissen und Requisiten des Stadttheaters.

Foto: Universitätsarchiv Münster, Bestand 68, Nr. 775

ziskaner hier ihren Gottesdienst ab. Kloster und Klosteranlage sollten als Militärkaserne und Militärschule Verwendung finden. Ein Dekret vom 14. November 1811 führte endgültig zur Aufhebung aller Ordensniederlassungen, sodass auch die Observantenkirche entweiht und profaniert wurde. Die sakrale Ausstattung wurde gänzlich entfernt. Baulich wurde die Kirche der Nutzung als Pferdestall und Kaserne angepasst: Das Portal wurde entfernt, das Innere mit Holzdecken in Geschosse unterteilt und die Fenster teilweise vermauert. Das Gebäude diente in den fol-

genden Jahren als Stallung, Militärdepot und Unterkunft von Soldaten.

Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges sollte die Kirche als Garnisonskirche wiederhergestellt werden. Der Ausbruch des Krieges verhinderte das jedoch. Dennoch wurde so der drohende Abriss abgewendet. Im Laufe der 1920er-Jahre diente die Kirche als Aufbewahrungsort für Kulissen und Requisiten des Stadttheaters. Ende der Dekade war im Gespräch, die Kirche als Archäologisches Museum oder gar als Aula der Universität zu nutzen, was aber beides abgelehnt

wurde. 1942 durch Sprengbomben zerstört, wurde das Gebäude einige Zeit sich selbst überlassen. Planungen, die Observantenkirche als Kulturraum des bischöflichen Stuhls im Jahre 1947 wieder zu errichten, scheiterten an der Finanzierung.

Erst Anfang der 1950er-Jahre kamen Überlegungen auf, die Observantenkirche als Universitätskirche der Evangelischen Universitätskirche wieder aufzubauen und zu nutzen. Da keine Gemeinde in Münster eine Kirche zur Abhaltung regelmäßiger Universitätsgottesdienste zur Verfügung stellen konnte, war es sowohl der Stadt als auch der Landeskirche aufgrund der großen Zahl evangelischer Studierender ein dringendes Bedürfnis, eine eigene evangelische Universitätskirche zu errichten. Die Observantenkirche wurde in der ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt und der Innenraum mit einer modernen Ausstattung versehen. Die schlichte Ausstattung wurde durch künstlerische Akzente ergänzt,

wie es zum Beispiel am Haupteingang, am Taufstein, an der Sakristeitur und am Kreuz im Chorraum sichtbar ist.

Am 3. Mai 1961 fand die Einweihung der Evangelischen Universitätskirche statt, die der evangelischen Universitätsgemeinde seitdem zur Verfügung steht – für Gottesdienste, Seminare und kirchenmusikalische Veranstaltungen.



Markus Rohmann ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Praktische Theologie und Religionspädagogik der Evangelisch-Theologischen Fakultät. Er hat seine Masterarbeit zum Thema „Die Geschichte der Evangelischen Universitätskirche Münster in praktisch-theologischer Perspektive“ verfasst.

Foto: Callidus People Fotografie

SANIERUNG DER UNIVERSITÄTSKIRCHE

Seit März 2015 hat das Land Nordrhein-Westfalen rund 2,3 Millionen Euro in die denkmalgerechte Sanierung der Observantenkirche investiert. Die Liste der Baumaßnahmen ist lang, darunter Ausbesserungen an Fenstern, Fassade, Dach und Glockenstuhl, Abriss und Neubau der Sakristei, Erneuerung der Heizungs- und Lüftungstechnik, Einbau einer neuen Beleuchtungs- und Akustikanlage sowie Reinigung und Reparatur der großen Orgel. Die WWU und das Landeskirchenamt Bielefeld haben jeweils rund 25.000 Euro für zusätzliche Arbeiten in die Hand genommen. Gut ein Jahr war das barocke Bauwerk geschlossen. Nun darf es wieder für Gottesdienste und kirchenmusikalische Veranstaltungen genutzt werden.

KURZ
GEMELDETBildgebung macht
Entzündungen sichtbar

Wissenschaftler des Exzellenzclusters „Cells in Motion“ (CiM) haben bei Patienten mit Multipler Sklerose erstmals akute Entzündungen im Gehirn mit bildgebenden Verfahren nachgewiesen. Experten verschiedener Disziplinen kombinierten dafür Verfahren von der Mikroskopie bis zur Makroskopie. Sie nutzten bestimmte Enzyme, die Matrix-Metalloproteasen (MMPs), um die Entzündungen darzustellen. Biologen und Biochemiker um CiM-Sprecherin Prof. Lydia Sorokin hatten festgestellt, dass diese Enzyme eine entscheidende Rolle spielen. Um die MMPs sichtbar zu machen, entwickelten Nuklearmediziner und Chemiker um CiM-Koordinator Prof. Michael Schäfers einen „Spürstoff“, im Fachjargon Tracer genannt. Erstmals gelang es dem Team nun, das Verfahren von Mäusen auf den Menschen zu übertragen. *Science Translational Medicine*; DOI: 10.1126/scitranslmed.auf8020

Wie Printmedien über
Wissenschaft berichten

Artikel über natur- und lebenswissenschaftliche Themen sind in deutschen Printmedien meist auf den Wissenschaftsseiten zu finden, Themen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften häufig in anderen Ressorts. Das ist das Ergebnis einer Studie von Dr. Annika Summ und Anna-Maria Volpers vom Institut für Kommunikationswissenschaft der WWU. Für ihre Untersuchung der Berichterstattung verwendeten sie eine enge Definition von Wissenschaftsjournalismus (nur Berichte über Forschungsergebnisse oder -projekte) und eine weite (zum Beispiel auch Artikel mit Forscherzitatzen zu gesellschaftlich relevanten Themen). Während gemäß der engen Definition mehr als 50 Prozent der Wissenschaftsartikel Themen aus den Natur- und Lebenswissenschaften behandelten und 25 Prozent Themen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften, tauchten nach der weiten Definition in 30 Prozent die Natur- und Lebenswissenschaften auf und in fast 60 Prozent die Geistes- und Sozialwissenschaften. *Public Understanding of Science*; DOI: 10.1177/0963662515583419

Anzeige

Bücherankauf

Antiquariat
Thomas & ReinhardBücherankauf von Emeritis –
Doktoren, Bibliotheken etc.
Telefon (0 23 61) 4 07 35 36
E-Mail: maiss1@web.deFRANKS COPY SHOP
in der Frauenstraße

Frauenstr. 28-29 | 48143 Münster | Tel 0251. 399 48 42 | Fax 0251. 399 48 43

Digitaldruck



- Diplomarbeiten • Prospekte • Postkarten
- Visitenkarten • Flyer • Einladungen
- Großformatdrucke

Bei Bedarf bekannt
& Franke
Friedrich-Ebert-Straße 118 • 48153 Münster • www.franke-franke.de

Absichtliches Vergessen als Stärke

Psychologen und Wirtschaftsinformatiker wollen menschliche Fähigkeit auf Informationssysteme übertragen

Ein schlechtes Gedächtnis wird landläufig noch immer als etwas Negatives angesehen. Nur ein gutes Gedächtnis ist ein gutes Gedächtnis. Das Vergessen dagegen gilt als Schwäche oder Alterserscheinung, in seiner radikalsten Form gar als unheilbare Krankheit. Längst aber haben Hirnforscher damit begonnen, sich für eine besondere Fähigkeit des menschlichen Gehirns zu interessieren: die Kunst, Dinge vergessen zu können. Diese Fähigkeit wollen Wirtschaftsinformatiker und Psychologen der Universität Münster sich im Rahmen eines interdisziplinären Tandemprojekts zum Vorbild nehmen und auf die Informationssysteme von modernen Organisationen, vor allem Fabriken und Verwaltungen, übertragen. Das münstersche Projekt „Getrost vergessen: Motivationale und emotionale Einflüsse auf intentionales Vergessen in Organisationen“ innerhalb des Schwerpunktprogramms „Intentional Forgetting in Organizations“ wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) während der ersten drei Jahre mit insgesamt 500.000 Euro gefördert.

„Die Fähigkeit, vergessen zu können, ist eine wichtige Grundfunktion des menschlichen Gedächtnisses“, unterstreicht der geschäftsführende Direktor des Instituts für Psychologie, Prof. Guido Hertel. „Ohne sie wären Menschen sehr schnell nicht mehr handlungsfähig.“ Um im digitalen Zeitalter nicht von der Informationsflut erschlagen zu werden, sei das absichtliche Vergessen sowohl für den Einzelnen wie für ganze Organisationen entscheidend wichtig, weil sie sonst die Mitarbeiter in Unternehmen unter Stress setzt. „Aus Angst, etwas Wichtiges zu vergessen, verlieren sie dann den Blick auf die wirklich wichtigen Informationen“, erklärt der Psychologe. Ziel des Forschungsprojekts ist es



Arbeiten zusammen beim interdisziplinären Tandemprojekt „Getrost vergessen“: Prof. Guido Hertel (l.), geschäftsführender Direktor des Instituts für Psychologie, und Prof. Jörg Becker, Lehrstuhlinhaber für Wirtschaftsinformatik und Informationsmanagement.

Foto: Gerd Felder



Dinge vergessen können: Das ist eine wichtige Grundfunktion des menschlichen Gedächtnisses. Forscher aus Münster wollen diese Fähigkeit auf Computersysteme von Organisationen übertragen, um zu verhindern, dass Mitarbeiter im digitalen Zeitalter von einer Informationsflut erschlagen werden.

Foto: psdesign/fotolia.com

deshalb, Computersysteme zu entwickeln und so zu gestalten, dass sie im richtigen Moment die nötigen Details zur Verfügung stellen und auf diese Weise helfen, sinnvoll zu vergessen und dadurch stressfrei zu bleiben.

„Uns geht es um Lösungen und
Gestaltungsprinzipien für die Praxis.“

Dem „Menschenversther“ Guido Hertel steht der „Computerversther“ Prof. Jörg Becker, Lehrstuhlinhaber für Wirtschaftsinformatik und Informationsmanagement, zur Seite. „Wir wollen nicht auf der theoretischen Ebene bleiben, sondern uns geht es um Lösungen und Gestaltungsprinzipien für die Praxis“, unterstreicht Jörg Becker. Wer heute im Umfeld einer bestimmten Firma wichtige Entscheidungen treffen müsse, dem müssten auch alle bedeutsamen Informationen zur Verfügung stehen, um eine solche Entscheidung treffen zu können. „Nehmen wir zum Beispiel das Beschwerdemanagement: Wer unterscheiden will, ob der anstehende Besucher ein notorischer Querulant oder ein wichtiger Kunde ist, braucht die richtigen Grundlagen“, merkt der Wirtschaftsinformatiker an. „Wir wollen herausfinden, wie man Prozesse und Strukturen aufbauen kann und muss, die das gewährleisten.“

Wohlmerkt: Informationen funktionieren beim Menschen nicht wie bei Maschinen; es gibt Grade, Schattierungen und Stufen des Vergessens. „Der Mensch kann sich auf unterschiedliche Bedürfnisse einstellen, Vorlieben berücksichtigen und sozusagen auch mal fünf gerade sein lassen“, weiß Guido Hertel. Da könne es etwa passieren, dass eine vergessene Information irgendwo schlummere und zunächst nicht mehr wiederzufinden sei, durch einen bestimmten Reiz aber wieder aktiviert werde. „Solche Filtermechanismen können auch für Informationssysteme in Organisationen entwickelt werden, um je nach Aufgabenanforderungen flexibel angepasste Darstellungen von Informationen zu erhalten“, erläutert der Psychologe.

„Tandempartner“ Jörg Becker ergänzt: „Heute geht es in einem Unternehmen im Wesentlichen darum, fokussiert zu bleiben und das richtige Informationsmanagement zu betreiben.“ Letztlich läuft das dann auf eine Art graduelles Vergessen hinaus, also einen Hintergrundspeicher, der auch irgendwann wieder zunächst als unwichtig bewertete Dinge zugänglich machen kann, ohne permanent damit belastet zu sein. Die Möglichkeit des Anpassens und ein Gefühl der Kontrolle sind deshalb wichtige Faktoren, um Vertrauen in Systeme aufzubauen.

„Ohne Akzeptanz und Vertrauen ist jedes noch so kluge Informationssystem wertlos, weil es nicht genutzt wird“, gibt Guido Hertel zu bedenken. „Daher beschäftigen wir uns auch mit der Frage, was nötig ist, damit sich Mitarbeiter in Organisationen auf Informationssysteme ‚getrost‘ verlassen.“ Wie effektiv und leistungsfähig das letztlich mithilfe von digitalen Systemen erfolgen könne, das werde der entscheidende Test für das gerade anlaufende Projekt sein.

Nach den Ausführungen Jörg Beckers und Guido Hertels handelt es sich bei „Intentional Forgetting in Organizations“ um ein interdisziplinär angelegtes Tandemprojekt in einem attraktiven, prestigeträchtigen Schwerpunktprogramm, an dem sieben weitere Forschungsteams aus Deutschland beteiligt sind. In der ersten, drei Jahre umfassenden Förderphase soll es zunächst um die grundsätzlichen Prozesse und leitenden Forschungsfragen gehen wie das Verstehen, Erfassen und Systematisieren von Vergessenmechanismen im menschlichen Arbeitskontext, das Erforschen, wie Info-Systeme und Organisationen vergessen sollten. „Die Wissenschaft findet das Allgemeine heraus, und die konkreten Verwaltungen und Firmen müssen sich auf die Themen einlassen“, erklärt Jörg Becker. „Wir hoffen auf gute Resonanz.“ GERD FELDER

PERSONALIEN
AN DER
WWU

NEUBERUFUNGEN/ERNENNUNGEN

Michael Becken wurde zum Universitätsprofessor für das Fach „Angewandte Geophysik“ am Fachbereich Physik ernannt.

Ivan Berg von der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg wurde zum Universitätsprofessor für das Fach „Mikrobiologie“

am Institut für Molekulare Mikrobiologie und Biotechnologie ernannt.

Eyal Ein-Habar wurde zum Professor für das Fach „Querflöte“ an der Musikhochschule ernannt.

James Edward Fowkes von der Universität Ottawa, Kanada, wurde zum Universitätsprofessor für das Fach „Ausländisches und Internationales Recht“ an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät ernannt.

Alexander Grube wurde zum Professor für das Fach „Popmusik“ an der Musikhochschule ernannt.

Eugen Hellmann von der Universität Bonn wurde zum Universitätsprofessor für das Fach „Theoretische Mathematik“ am Mathematischen Institut ernannt.

Achim Lichtenberger von der Ruhr-Universität Bochum wurde zum Universitätsprofessor für das Fach „Klassische Archäologie“ am Institut für klassische Archäologie und christliche Archäologie ernannt.

Oliver Treib wurde zum Universitätsprofessor für das Fach „Politikwissenschaft mit den Schwerpunkten vergleichende Policy-Forschung/Methoden empirischer

Sozialforschung“ am Institut für Politikwissenschaft ernannt.

Anna Windt von der Universität Duisburg-Essen wurde zur Universitätsprofessorin für das Fach „Didaktik des Sachunterrichts“ im Fachbereich Physik ernannt.

AUSZEICHNUNGEN

Professorin Kornelia Möller wurde auf der Tagung der Gesellschaft für Didaktik der Physik und Chemie (GDPC) mit der Ehrenmedaille für ihre hervorragenden Leistungen in der Didaktik der Chemie und Physik ausgezeichnet.

Professor Eduard Mühle vom Historischen Seminar wurde von der Polnischen Akademie der Wissenschaft und Künste zum Ausländischen Mitglied gewählt. Die Akademie ist eine der wichtigsten polnischen Gelehrtenvereinigungen.

Professor Klaus Langer und sein Team vom Institut für Pharmazeutische Technologie und Biopharmazie erhielten den mit 10.000 Euro dotierten „Phoenix Wissenschaftspreis 2016“ für ihre Arbeit zum Thema „Comparative examination of adsorption of serum proteins on HSA- and PLGA-based nanoparticles using SDS-PAGE and LC-MS“.

Die „Phoenix-Group“ fördert mit dem Preis die pharmazeutische Forschung in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Professor Perry Schmidt-Leukel vom Seminar für Religionswissenschaft und interkulturelle Theologie erhielt das „Opus Magnum Stipendium“ der Volkswagenstiftung. Mit der Förderung ermöglicht die Volkswagenstiftung herausragenden Professoren der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, ein größeres wissenschaftliches Werk, ein „Opus magnum“, zu einem anspruchsvollen Thema zu verfassen.

Dr. Kerstin Göbel von der Uniklinik für Allgemeine Neurologie erhielt von der Deutschen Gesellschaft für Neurologie (DGN) den mit 5000 Euro dotierten Forschungspreis der „Eva-und-Helmer-Lehmann-Stiftung“ für ihre herausragende Multiple-Sklerose-Forschungsarbeit.

Dr. Christin Robisch vom Seminar für Didaktik des Sachunterrichts erhielt von der Kommission für Grundschulforschung und Pädagogik der Primarstufe den „Aloys-Fischer-Grundschulforschungspreis“ für ihre Dissertation mit dem Titel „Förderung hypothesenbezogener Schlussfolgerungen bei Grundschulkindern im naturwissenschaftlichen Kontext“.

Wenn der Kasperle Hilfe braucht

Entwicklungspsychologen der WWU erforschen die Hilfsbereitschaft von Kleinkindern und schwärmen dafür in alle Welt aus

Johannes schaut fasziniert auf den Bildschirm. Mucksmäuschenstill beobachtet der knapp 15 Monate alte Junge, wie zwei Comic-Figuren einen Ball erreichen wollen. Einer von ihnen gelingt dies mühelos, der anderen Figur liegt eine Barriere im Weg – sie braucht Hilfe. Johannes ahnt möglicherweise, wie man dieser Figur helfen könnte. Schließlich hat ihm seine Mutter mehrfach vorgemacht, dass ein einfacher Knopfdruck, mit dem man die Barriere beseitigt, die Lösung ist. Beim ersten Versuch langt Johannes daneben, aber beim zweiten und dritten Anlauf notieren die jungen Entwicklungspsychologen, die in einem Nebenraum des Instituts per Kamera die Szenerie beobachten haben: „geholfen“.

Für ihren zweiten Test haben die Studenten eine Art Kasperle-Theater aufgebaut. Aber Johannes, der auf dem Schoß seiner Mutter die Mini-Vorführung verfolgt, will partout nicht den Klotz drücken, wie es ihm eine der Studentinnen als Lösung für ein Problem vorgeführt hat. Er interessiert sich einzig und allein für die Puppen und versucht nach ihnen zu greifen. Beim dritten Versuch wäre es hilfreich, wenn Johannes einen Klotz auf einer Rutsche umkippen würde. Aber er denkt gar nicht daran und amüsiert sich auf andere Weise. Nach knapp 90 Minuten hat Johannes alle drei Aufgaben drei Mal absolviert – Mutter und Vater nehmen ihren nach wie vor bestens gelaunten Sohn wieder mit nach Hause.



Joscha Kärtner

Foto: B. Weischer wussten sie nur, dass die Experten in ihrem Beobachtungslabor testen wollten, inwieweit Johannes Hilfsbedürftigkeit erkennt und inwieweit er willens und fähig ist zu helfen. Sie sagten wie einige andere Familien auch zu. „Wir wissen, dass Kinder schon gegen Ende des ersten Lebensjahres die Hilfsbedürftigkeit anderer Personen



Hilfe beim Spielen: Kleinkinder erkennen schon früh, wenn eine andere Person Unterstützung benötigt.

Foto: Colourbox.de

erkennen“, betont Joscha Kärtner. „Aber wir brauchen noch mehr Informationen darüber, ob und unter welchen Bedingungen sie tatsächlich helfen.“

Kinder sind von Geburt an hoch motiviert, mit anderen zu interagieren.

Als Prosozialität bezeichnen die Fachleute jenes Verhalten, „das freiwillig gezeigt wird und sich am Bedürfnis anderer orientiert“. Für Erwachsene ist dies in der Regel kein Problem, für Kleinkinder dagegen sehr wohl. Denn um sich prosozial zu verhalten, „muss man die Bedürfnisse eines anderen, seine Wünsche oder seine Ziele verstehen und dementsprechend handeln“. Bei Probanden wie Johannes kommt hinzu, dass Kinder in diesem Alter über unterschiedlich ausgeprägte motorische Fähigkeiten verfügen, um im Falle ihrer Hilfsbereitschaft überhaupt helfen zu können.

Wobei grundsätzlich gilt: Alle Kinder sind von Geburt an hoch motiviert, mit anderen Menschen zu interagieren. Da sich die Lebenswelten über Kulturen hinweg deutlich unterscheiden, interessieren sich Joscha Kärtner und sein Team besonders dafür, wie sich diese unterschiedlichen Erfahrungen auf die frühkindliche Entwicklung auswirken. „Wer beschäftigt sich wann und wie mit einem Kleinkind?“, nennt er eine der Fragestellungen. „Welche Sozialisationsziele und Erwartungen haben Eltern an ihre Kinder? Interessant ist auch zu wissen, inwiefern Kleinkinder einbezogen werden, wenn etwas erledigt werden muss.“ Für ihre Erhebungen und Tests schwärmen Joscha Kärtner und seine Doktoranden in alle Welt aus – nach Kamerun, Brasilien oder Indien etwa. Manchmal acht Wochen, manchmal bis zu drei Monate arbeiten sie jeweils mit 30 bis 80 Familien zusammen. Die Projekte werden oft in Kooperation mit münsterischen Part-

neruniversitäten vor Ort geplant und durchgeführt. Dabei wählen die Forscher häufig einen möglichst großen Kontrast, um zu prüfen, ob die Lebenswelt des Kindes Einfluss auf die Entwicklung nimmt: So vergleichen sie beispielsweise Familien mit einem hohen Bildungsniveau aus einem städtischen Umfeld mit Familien aus einem ländlichen Umfeld und einem relativ niedrigen Bildungsniveau. Mit interessanten Ergebnissen.

Deutsche und brasilianische Eltern sollten demnach ihre anderthalbjährigen Kinder auffordern, einen Gegenstand auf den Tisch zu legen. Die Eltern aus Münster achteten sehr darauf, ihre Kinder betont freundlich um Hilfe zu bitten, zudem bedankten sie sich geradezu euphorisch. Die Eltern im brasilianischen Amazonas-Gebiet hingegen wiesen ihre Kinder mit großer Selbstverständlichkeit an und artikulierten ihren Dank weit zurückhaltender. Interessanterweise hingen diese Elternstile

systematisch mit dem spontanen Hilfeverhalten der Kinder zusammen, was darauf hindeutet, dass dem Hilfeverhalten unterschiedliche Motive zugrunde liegen: auf der einen Seite der freie Entschluss, auf der anderen Seite eine zwischenmenschliche Verpflichtung.

Joscha Kärtner erkennt nach vielen derartigen Versuchen ein Muster. „Wir sind in unserer westlichen Welt sehr auf das Ich fixiert, auf den freien Willen und die Autonomie jedes Einzelnen. In vielen Gemeinschaften in Entwicklungsländern stehen dagegen die Gemeinschaft, die soziale Verbundenheit und die sogenannte Relationalität stärker im Mittelpunkt.“

Über die besonders starken Kontraste zwischen den Familien hinaus sei es allerdings auch wichtig, zukünftig noch stärker in den Blick zu nehmen, dass es auch innerhalb Indiens oder Brasiliens große kulturelle Unterschiede gebe. So zeigten beispielsweise gebildete Familien aus São Paulo ein Verhalten, das in vielen Aspekten den münsterischen Familien ähnlicher war als den Familien im ländlichen Amazonasgebiet. „Die spezifischen kulturellen Modelle scheinen von einer Reihe von strukturellen Parametern abzuhängen, unter anderem der wirtschaftlichen Organisationsform und damit einhergehend mit Familienform und dem Grad der formalen Bildung“, vermutet Joscha Kärtner, „und genau das gilt es jetzt empirisch zu untersuchen.“

NORBERT ROBERS

ZUR INFO

Der kleine Vogel „Beo“ ist das Maskottchen des münsterischen Beobachtungslabors. Wenn Sie Interesse daran haben, an einer Studie des Beobachtungslabors teilzunehmen, können Sie sich jederzeit im Internet informieren und anmelden.

> www.beo.wwu.de
> www.beratungslabor.wwu.de



Die Erfolgsformel für neue Kunden

Wissenschaftler des Marketing Centers stellen neues Verfahren zur Datenanalyse vor

Max Mustermann ordert in bestimmten Abständen bei einem Versandhaus. Dass er deshalb ein interessanter Kunde für eine große deutsche Lebensversicherung sein könnte, ist nicht unbedingt naheliegend. Prof. Manfred Krafft und Dr. Sebastian Tillmanns vom Marketing Center der Universität Münster zeigen in einer aktuellen Studie, dass ein neues Verfahren der Datenanalyse solche unvermuteten Zusammenhänge aufdeckt. „Mit der Methode lässt sich die oftmals defizitäre Neukundengewinnung profitabel gestalten“, betont Sebastian Tillmanns. Das renommierte Journal of Marketing, die weltweit führende Marketing-Fachzeitschrift, wird die Ergebnisse im März veröffentlichen.

Neue Kunden zu finden, gehört zum Kerngeschäft von Unternehmen, denn die meisten Geschäftsbeziehungen enden irgendwann: Manche Menschen kündigen ihre Verträge, andere ziehen weg oder sterben. Deshalb investieren Firmen viel Geld, um Interessenten auf sich aufmerksam zu machen. Postausendungen, sogenannte Kampagnen, sind eine Möglichkeit, legal Privatpersonen als Neukunden zu werben. Dafür mieten Unternehmen von spezialisierten Anbietern Adressen, die auch zahlreiche soziodemografische Angaben oder Informationen zu Meinungen enthalten. Um aus diesem Datenwust die aussichtsreichsten Adressen herauszufiltern, gewichten Branchen die Merkmale unterschiedlich. Ziel ist es, die Menschen anzusprechen, die am Angebot eines Unternehmens am wahrscheinlichsten ein Interesse haben und Kunden werden könnten.

Das kostet viel Geld: Die Adressen müssen gemietet und ausgewählt, das Mailing gestaltet und versendet werden. Auf 1000 Ausendungen antworten durchschnittlich nur zwei bis drei Interessenten. „Die Streuverluste sind hoch. Kampagnen kosten oft mehr, als sie einbringen“, erklärt Sebastian Tillmanns. Die



Fahnden mit Statistik nach potenziellen Neukunden: Prof. Manfred Krafft (l.) und Dr. Sebastian Tillmanns.

Foto: Peter Grewer

Wissenschaftler des Marketing Centers arbeiten deshalb daran, Methoden zu entwickeln, mit denen sich der Erfolg dieser Kampagnen steigern lässt.

Für die aktuelle Studie kooperierten Manfred Krafft und Sebastian Tillmanns mit einer großen Lebensversicherung und einem führenden Adresshändler. Die Daten aus den Adresslisten werten sie mit einem innovativen Verfahren aus, einem sogenannten Bayesianischen Variablenselektionsmodell. „Man kann sich das so ähnlich vorstellen wie die Suche nach dem höchsten Gipfel in den Alpen“, veranschaulicht Manfred Krafft die Methode. Das Verfahren erklimmt im übertragenen Sinne Berg für Berg und gibt den Wissenschaftlern anschließend eine Karte mit den wichtigsten Landmarken aus, die zeigen, wo sich voraussichtlich die aussichtsreichsten Kandidaten für die Kampagne befinden.

Dabei hilfreich: die Großrechenanlage der WWU, die die Wissenschaftler tagelang mit Daten fütterten. „Diese Ressource und die tolle Unterstützung der Mitarbeiter dort waren ein Riesenvorteil“, sagt Sebastian Tillmanns.

Ein erstaunliches Ergebnis der Studie ist, dass Empfänger, die mit hoher Wahrscheinlichkeit auf eine Kampagne antworten, langfristig weniger wertvoll für das Unternehmen sind als Kunden mit einer geringen Antwortwahrscheinlichkeit. Dennoch seien in der Praxis immer noch einfache Verfahren verbreitet. Dabei lohne es sich, in Forschung zu investieren und bestehende Verfahren weiterzuentwickeln. „Unser Ansatz verhindert, dass Menschen mit Angeboten belästigt werden, die sie nicht interessieren“, resümiert Sebastian Tillmanns. „Gleichzeitig hilft er Unternehmen, ihre Neukundengewinnung profitabel zu gestalten.“

JULIETTE POLENZ

Blutgefäßzellen auf Wanderschaft

Prof. Wiebke Herzog erhält Heisenberg-Stipendium

Die weitverzweigten Blutgefäße im Körper versorgen die Zellen aller Organe über das Blut mit Sauerstoff und Nährstoffen. Sie sind Transportbahnen, über die die Immunzellen an ihren Einsatzort im Körper gelangen und Hormone als Steuersignale ihr Ziel erreichen. Abfallstoffe werden über die Blutbahnen in die Niere und die Leber transportiert. Dieses System wird früh während der Embryonalentwicklung gebildet und reagiert während der gesamten Lebensspanne flexibel, zum Beispiel bei der Wundheilung. Mit der Frage, wie die Zellen der Blutgefäße an den richtigen Platz im Gewebe wandern und damit das Wachstum der Gefäße ermöglichen, beschäftigt sich die Biologin und Juniorprofessorin Dr. Wiebke Herzog. Für ihre Forschung hat sie nun für zunächst drei Jahre ein Heisenberg-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) erhalten.

Wiebke Herzog gehört dem Fachbereich Biologie der WWU an und ist Gruppenleiterin im Exzellenzcluster „Cells in Motion“. Mit ihrer Arbeitsgruppe ist sie am münsterischen Max-Planck-Institut für molekulare Biomedizin untergebracht. Ihre Forschungen führt sie an Embryos von Zebrafischen durch. „Im Gegensatz zur Maus oder zum Menschen entwickeln sich die Fische in Eiern außerhalb

des mütterlichen Körpers. Während der Embryonalentwicklung sind sowohl die Eihüllen als auch die Embryonen durchscheinend. Das sind ideale Voraussetzungen, um die Entwicklung der Gefäße zu beobachten“, erläutert die Wissenschaftlerin. Die Prozesse, die in den Fischen ablaufen, sind ähnlich wie bei anderen

Wirbeltieren, weshalb viele der Erkenntnisse übertragbar sind.

Wiebke Herzog interessiert sich speziell für die Zellen, die die Blutgefäße innen auskleiden – die sogenannten Endothelzellen. Welche molekularen Signale leiten die Zellen an ihren Platz? Und wie gelingt es den Zellen, die untereinander kommunizieren, kollektiv zu wandern? Um Fragen wie diese zu klären, nutzen die Wissenschaftlerin und ihr Team moderne mikroskopische Verfahren, mit denen sie den lebenden Zellen bei ihren Wanderungen im Organismus zuschauen können.

Mit dem angesehenen Heisenberg-Programm fördert die DFG Wissenschaftler auf dem Weg zu einer unbefristeten Professur.

CHRISTINA HEIMKEN



Wiebke Herzog

Foto: B. Weischer

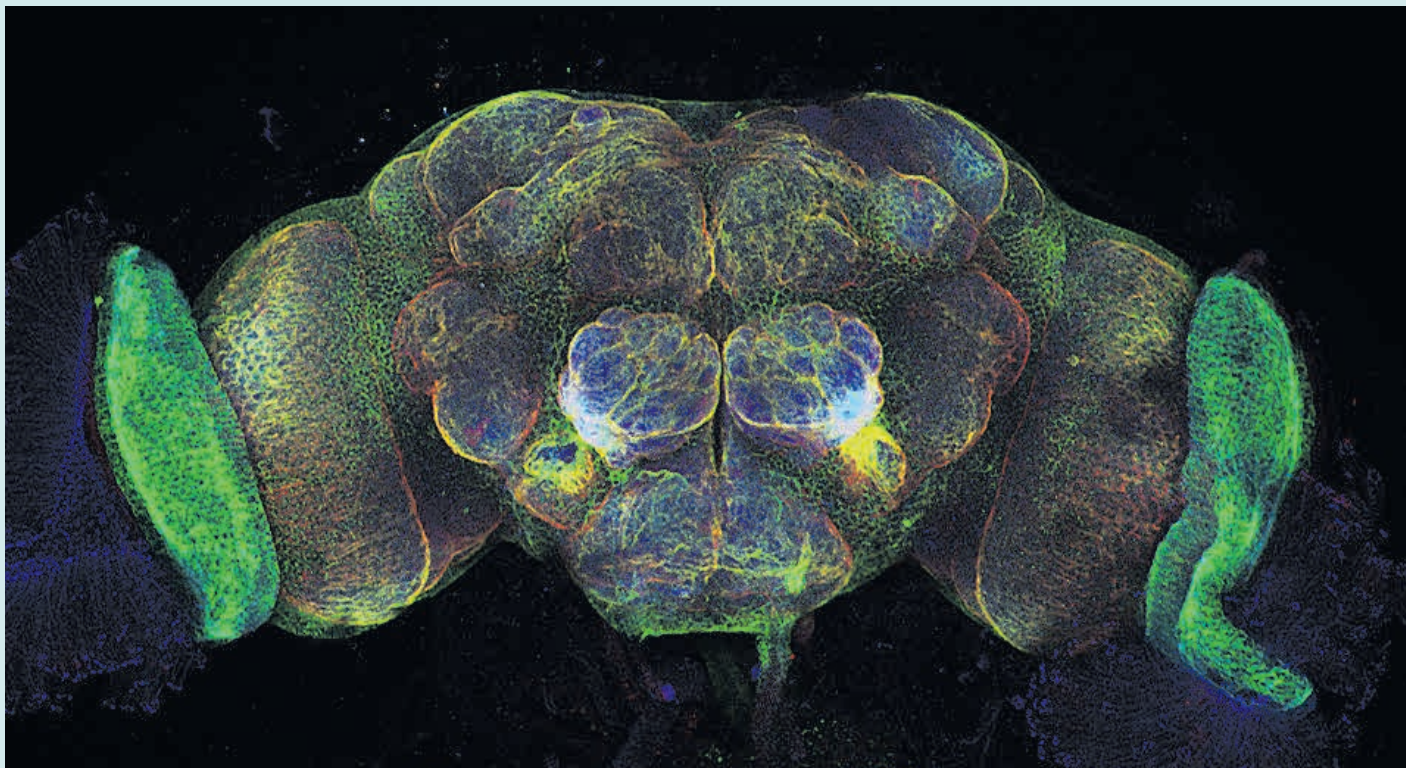
www.aok.de/nw

Blieben Sie in Top-Form mit den AOK-bleibgesund-Kursen

rund um Ernährung, Fitness, Entspannung und Nichtraucher.

Jetzt informieren – online oder telefonisch unter 0231 4193433-62.





„Die Öffentlichkeit muss informiert werden“

Neue Verfahren zur Genom-Editierung wecken Hoffnungen und werfen Fragen auf

Fluoreszenzmikroskopische Aufnahme des Gehirns einer Taufliege (*Drosophila melanogaster*): Mithilfe von Crispr/Cas9 wurde eine grüne Markierung in das Gen „Bumpel“ eingefügt. Die roten und blauen Markierungen entstanden durch Antikörper-Färbungen. Rechts und links sind die Augen erkennbar, unten im Bild Teile des Bauchmarks.

Foto: CIM – Kerem Yildirim, Bente Winkler, Christian Klämbt

Von Zauberschere ist häufig die Rede, wenn Crispr/Cas9 gemeint ist. Seit dieses molekularbiologische Werkzeug 2012 bekannt wurde, setzen Forscher es weltweit in verschiedenen Varianten ein. Mithilfe der „Zauberschere“ können sie gezielt in das Erbgut eingreifen – sie schreiben das Erbgut quasi um, ähnlich wie einen Text. Diese Technik wird daher Genom-Editierung oder auch Genom-Chirurgie genannt. Für die Grundlagenforschung, aber auch für mögliche Anwendungen in der Landwirtschaft, zur Herstellung von Medikamenten, bei der Bekämpfung von krankheitsübertragenden Insekten oder in der Biomedizin ergeben sich neue Perspektiven – und Fragen.

„Ich habe den Eindruck, dass die Debatte um die Genom-Editierung in der Biomedizin derzeit richtig losgeht“, berichtet der Philosoph Dr. Johann Ach, Geschäftsführer des Centrums für Bioethik der WWU. „Zwar ist sie nicht neu, da es auch vorher schon Werkzeuge gab, um das Erbgut zu verändern. Aber sie hat eine andere Dimension, da die neuen Methoden effektiver sind.“ Durch Eingriffe in menschliche Keimbahnzellen – was in Deutschland verboten ist – könnte man möglicherweise das Auftreten schwerer Erbkrankheiten verhindern. Allerdings gibt es viele Argumente, die gegen solche Eingriffe sprechen. Beispielsweise sind Risiken für die entstehenden Individuen und künftige Generationen kaum absehbar. „Eine somatische Gentera-

pie, also eine Therapie, die auf menschliche Körperzellen abzielt, könnte in vielen Fällen auch helfen und wäre weniger riskant“, sagt Johann Ach.

Anderer Einsatzmöglichkeiten der Genom-Editierung betreffen die „grüne Gentechnik“. Forscher können damit in das Erbgut von Pflanzen eingreifen, ohne fremde Gene einzuschleusen. Damit wird die Pflanze zwar gentechnisch verändert, unterscheidet sich – abgesehen von der größeren Effizienz und Präzision der Methode – jedoch nicht von Pflanzen, bei denen Mutationen nach dem Zufallsprinzip künstlich erzeugt werden. Der Einsatz der sogenannten Mutationszüchtung ist etabliert und unterliegt keiner gesetzlichen Regelung. Soll für „editierte“ Pflanzen dennoch weiterhin das Anbauverbot für gentech-

nisch veränderte Pflanzen gelten? Diese Frage wird auf Bundes- und EU-Ebene diskutiert.

„Die neuen Methoden der Genom-Chirurgie wecken Hoffnungen auf große Fortschritte“, sagt Prof. Jörg Hacker, Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften. „Gleichzeitig werfen sie Fragen auf: Ist die Anwendung sicher und ethisch vertretbar? Welche Wechsel- oder Nebenwirkungen kann es heute oder in Zukunft geben?“ Die Diskussion dieser Fragen sei wichtig, auch im Dialog mit der Gesellschaft. Die Öffentlichkeit müsse informiert werden, welche Chancen die Genom-Chirurgie biete und wie sie funktioniere. „Ziel ist es, die Möglichkeiten der neuen Methoden auszuschöpfen, ohne vermeidbare Risiken einzugehen.“

CHRISTINA HEIMKEN

CRISPR/CAS9 – DIE „ZAUBERSCHERE“

Im Jahr 1987 entdeckten Forscher im Erbgut von Bakterien auffällige Wiederholungen, später „clustered regularly interspaced short palindromic repeats“ (Crispr) getauft. Weitere Untersuchungen zeigten: Crispr spielt zusammen mit bestimmten assoziierten Enzymen (englisch „Crispr-associated“, kurz Cas) eine zentrale Rolle bei der bakteriellen Immunabwehr gegen Viren. Der Crispr/Cas-Komplex nutzt Erkennungssequenzen im Viren-Erbgut, um gezielt Viren-DNA zu zerschneiden. Die Variante Crispr/Cas9 kommt im Bakterium „*Streptococcus pyogenes*“ vor. 2012 zeigten Forscher um Emmanuelle Charpentier und Jennifer Doudna, dass diese „Genschere“ gentechnologisch genutzt werden kann. Inzwischen gibt es Varianten und Anwendungsmöglichkeiten, die über das Schneiden von DNA hinausgehen. So können beispielsweise DNA-Bausteine eingefügt oder DNA-Sequenzen markiert werden.

Organbildung beim Zebrafisch

Zellbiologen untersuchen Wanderung von Keimzellen

Während der Embryonalentwicklung wandern Millionen von Zellen an bestimmte Stellen im Embryo, wo sie später Organe bilden. Was bringt jedoch eine Zelle dazu, von A nach B zu wandern? Das möchte Prof. Erez Raz, Arbeitsgruppenleiter am Exzellenzcluster „Cells in Motion“, herausfinden. Er und seine Kollegen forschen mit Zebrafischen, deren Embryonen sich sehr schnell und außerhalb des Mutterleibs entwickeln. Die Embryonen sind durchscheinend – so



Theresa Groß-Thebing, Doktorandin in der Arbeitsgruppe von Prof. Erez Raz, mit Zebrafischen.

Foto: CIM – Michael Kuhlmann

können die Wissenschaftler innere Vorgänge „live“ beobachten.

Um zu erforschen, welche Faktoren als „Wegweiser“ für Keimzellen dienen, wenden Erez Raz und seine Kollegen am Institut für Zellbiologie die Crispr/Cas9-Methode an. „Wir erzeugen Mutationen an den Genen, die uns interessieren und können dadurch beobachten, was ihre Funktionen sind“, erklärt Erez Raz. Um bestimmte Proteine sichtbar zu machen und sie in lebenden Embryonen zu verfolgen, markieren die Forscher sie mit fluoreszierenden Proteinen. Mithilfe dieser Vorgehensweise haben sie bereits herausgefunden, dass chemische Signalstoffe ein Auslöser dafür sind, dass Keimzellen an festgelegten Positionen innerhalb des Embryos Verbände bilden und mit der Organbildung beginnen. Dazu schalteten die Wissenschaftler mittels Crispr/Cas9 ein Protein aus, das die Zellen an ihren Bestimmungsort führt. Das Ergebnis: Anders als im Normalfall nahmen die Keimzellen nicht ihre korrekte Position im Embryo ein.

„Mit keiner anderen Technik wäre es uns möglich, derart zielgerichtet und effizient Mutationen in Genen zu erzeugen“, sagt Erez Raz. „Außerdem können wir durch Crispr/Cas9 mehrere Gene gleichzeitig ausschalten, was die Methode sehr nützlich macht. Das ist eine große Revolution für die Grundlagenforschung mit vielversprechenden Zukunftsaussichten für die klinische Arbeit.“

SVENJA RONGE

„Künftige Therapien werden besser sein“

Prof. Eva Liebau und Robert Bakota im Gespräch

Neue Verfahren zur Genom-Editierung wie Crispr/Cas9 eröffnen Forschern viele Möglichkeiten (siehe Hintergrundkasten). Über die Herausforderungen sprach CHRISTINA HEIMKEN mit der Biologin Prof. EVA LIEBAU und dem Masterstudenten ROBERT BAKOTA. Der 26-Jährige studiert Biologie an der WWU und ist durch eine Muskeldystrophie des Typs Duchenne (DMD), die auf Mutationen im Dystrophin-Gen beruht, nahezu vollständig gelähmt. Im Alltag nutzt er moderne Hilfsgeräte wie einen mit den Fingerspitzen und den Füßen steuerbaren elektrischen Rollstuhl. Der Fachbereich Biologie und die WWU unterstützen ihn mit einer studentischen Hilfskraft, die stellvertretend die Laborarbeiten durchführt. Derzeit arbeitet Robert Bakota in der Abteilung für molekulare Physiologie bei Eva Liebau an seiner Masterarbeit. Ziel ist es, die Crispr/Cas9-Technologie am DMD-Gen in Zellkultur zu erproben.

Frau Liebau, Ihre Arbeitsgruppe beschäftigt sich eigentlich nicht mit Duchenne-Muskeldystrophie und dem DMD-Gen, sondern untersucht molekulare Stressreaktionen am Beispiel von Fadenwürmern. Dennoch haben Sie Herrn Bakota einen großen Wunsch erfüllt – er hat bei Ihnen in seiner Bachelor- und Masterarbeit jeweils Fragestellungen zur Duchenne-Muskeldystrophie erforscht.

EVA LIEBAU: Das war für mich ein fremdes Thema und daher schwierig. Robert interessiert sich jedoch brennend für DMD. Er will alles, was seine Krankheit angeht, verstehen – vom Molekül bis hin zur Behandlungsmöglichkeit. Außerdem wollte er unbedingt praktisch arbeiten, was Untersuchungen im Labor beinhaltet. Da er diese Arbeiten selbst nicht durchführen kann, haben wir ihn dabei unterstützt.

ROBERT BAKOTA: Für mich war es sehr hilfreich, auf diesem Weg Erfahrungen mit der Laborarbeit zu sammeln. Unter anderem habe ich gelernt, dass die Arbeit im Labor hart sein kann und man Geduld braucht.

Mit neuen Methoden entstehen neue Hoffnungen. Wird man Menschen mit DMD in Zukunft durch ein Genom-Editierungsverfahren wie Crispr/Cas9 helfen können?

ROBERT BAKOTA: Crispr revolutioniert die Möglichkeiten der Genterapie. Die Methode ist einfach und für jedes Labor verfügbar. Sie hat im Gegensatz zur klassischen Genterapie das Potenzial, Gene zu reparieren. Man

könnte die Crispr/Cas-Komplexe mithilfe von molekularen Transportern über die Blutbahn in die Muskelzellen schleusen, damit sie dort aktiv werden ...

EVA LIEBAU: Stopp. Crispr ist zwar ein fantastisches molekulares Werkzeug in der Forschung, aber wir sind weit davon entfernt, unerwünschte Wirkungen der Genom-Editierung ausschließen zu können. Außerdem haben wir nach wie vor ein anderes Problem: Es gibt bislang keine sichere und effiziente Methode, um die molekularen Werkzeuge, also beispielsweise Crispr/Cas9, im lebenden Organismus gezielt in die Muskelzellen zu bringen.

ROBERT BAKOTA: Aber die Forschung schreitet schnell voran. Beinahe täglich erscheint eine



Robert Bakota

Foto: AG Liebau

Arbeit, bei der es darum geht, die Effizienz des Systems zu erhöhen. Doch tatsächlich gibt es noch viel Verbesserungsspielraum. Ein Problem von Crispr/Cas9 ist seine sogenannte Off-Target-Aktivität. Damit würde man riskieren, im lebenden Organismus unerwünschte Mutationen zu erzeugen. Es gibt jedoch viele Varianten des Cas9-Proteins mit teilweise sehr unterschiedlichen Fähigkeiten und Eigenschaften. Die Forschung wird präziser arbeitende Varianten finden.

EVA LIEBAU: Es wird lange dauern, bis man alle Risiken überblicken kann.

ROBERT BAKOTA: Wie bei anderen gentechnologischen Methoden muss man vorsichtig sein. Crispr ist ein Werkzeug, mit dem man verantwortungsvoll umgehen muss. Die Forschung ist noch nicht so weit, im menschlichen Körper zielsicher und effizient Gene zu verändern. Ganz besonders umsichtig muss man bei Keimbahn-Zellen und Embryonen sein. Allerdings ist die Diskussion um die Keimbahn-Therapie nicht erst durch Crispr auf den Tisch gekommen.

Herr Bakota, Sie sind in absehbarer Zeit mit Ihrer Masterarbeit fertig. Möchten Sie trotz aller Schwierigkeiten, die Ihre Erkrankung mit sich bringt, nach Ihrem Abschluss in die Forschung gehen?

ROBERT BAKOTA: Ja. An der WWU gibt es leider keine Forschungsgruppen, die auf DMD spezialisiert sind. Mein Wunsch ist es, an ein Institut zu wechseln, das seinen Schwerpunkt auf die Entwicklung einer Therapie gegen DMD gelegt hat. Man darf zwar nicht vergessen, dass die Forschung erst an Mäusen stattfindet und es bis zur Übertragbarkeit auf den Menschen ein weiter Weg ist. Aber im Vergleich zu früher werden künftige DMD-Therapie-Methoden eine deutliche Verbesserung darstellen.

Langlebiger Riesentabak

Erforschung molekularer Mechanismen in der Biotechnologie

Das die Tabakpflanzen im Gewächshaus des Instituts für Biologie und Biotechnologie der Pflanzen nicht gewöhnlich sind, ist nicht zu übersehen: Sie sind mehrere Meter hoch und scheinen fast die Glasdecke zu sprengen. Normalerweise werden Pflanzen dieser Art maximal drei Meter hoch. Der münsterische Riesentabak schafft locker sechs Meter, dann ist Schluss – allerdings nur, weil die Decke im Weg ist.

Tabakpflanzen sterben nach der Blüte und überleben nur eine Saison. Der Tabak der Arbeitsgruppe von Prof. Dirk Prüfer blüht nicht – und wächst weiter. Die Wissenschaftler untersuchen an der Pflanze die molekularen Mechanismen, die die Blüte und die Alterungsprozesse steuern. Dazu legen die Pflanzen-Biotechnologen die genetischen Schalter um, die normalerweise die Blüte auslösen. Ihr wichtigstes Werkzeug: Crispr/Cas9. Mithilfe dieser „Genschere“ können sie zum Beispiel ein molekulares Stopp-Signal in das Gen „Flowering Locus T“ einfügen. Dieses Gen spielt eine zentrale Rolle auf dem Signalweg, der den Blühprozess einleitet. Das Stopp-Signal verhindert, dass das Gen „abgelesen“ und das zugehörige Protein gebildet wird.

„Vor gut zwei Jahren haben wir angefangen, Crispr/Cas einzusetzen – bei all unseren Forschungsvorhaben. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten ist die Technik nun bei uns im Labor etabliert. Die Methode ist präzise, schnell



Prof. Dirk Prüfer mit Riesentabak im Gewächshaus des Instituts für Biologie und Biotechnologie. Foto: Peter Grewer

und einfach“, berichtet Dr. Gundula Noll, leitende Wissenschaftlerin in der Arbeitsgruppe von Dirk Prüfer. Vorher nutzten die Forscher unter anderem die sogenannte RNA-Interferenz-Methode, um in die Steuerung des Blühprozesses einzugreifen. „Mit dieser Methode konnten wir das gewünschte Gen jedoch nicht ausschalten, sondern nur seine Aktivität modulieren. Die Genom-Editierung mit Crispr/Cas9 macht das Ausschalten nun möglich“, sagt Gundula Noll.

CHRISTINA HEIMKEN

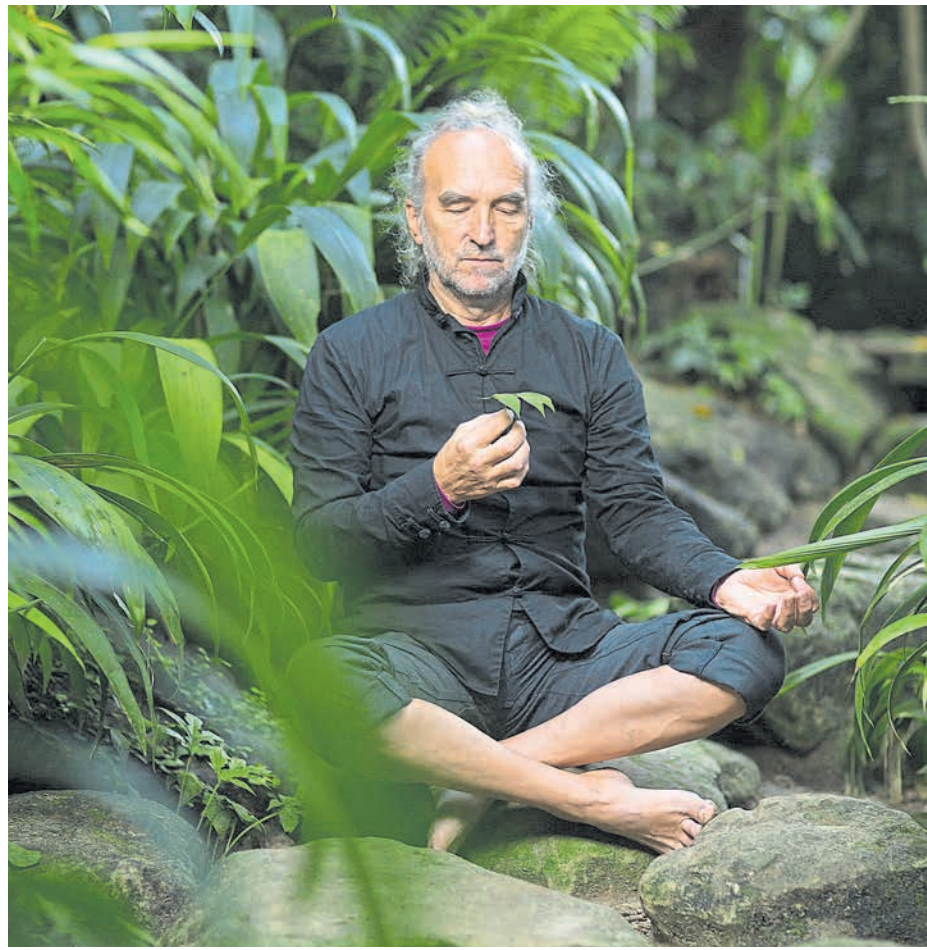
„Botanik mit allen Sinnen erfahren“

Herbert Voigt ist seit 28 Jahren technischer Leiter des Botanischen Gartens – ein Porträt des Ur-Münsteraners

Beißen Sie mal hinein und warten ab, was auf der Zunge passiert“, sagt Herbert Voigt und pflückt den Blütenstand einer Jambú-Pflanze. Gesagt, getan. Zuerst fühlt sich meine Zungenspitze taub an, dann wacht sie langsam auf und ein Prickeln breitet sich im Mund aus. „Das fühlt sich lustig an, oder? Wenn ich das mit Kindern probiere, wollen die meistens gar nicht mehr aufhören“, amüsiert er sich.

Für die wissen|leben habe ich mich mit dem technischen Leiter des Botanischen Gartens an seinem Arbeitsort getroffen, dabei Pflanzen gekostet und mich mit ihm über seine vielseitigen Interessen unterhalten. Die erste Station führt in sein Büro. An den Wänden reihen sich viele Bücherregale aneinander. Auf den zweiten Blick fallen darin Schokoladen-Weihnachtsmännchen und kleine Figürchen auf. Herbert Voigt nimmt einen handgefilzten Zwerg aus dem Regal. „Den hat mir eine unserer ehemaligen Auszubildenden geschenkt – er hat sogar meine Frisur“, sagt er und spielt auf seine langen, zu einem Dutt zusammengebundenen grauen Haare an. „Die Frisur ist übrigens aus einer gesunden Faulheit heraus entstanden und jetzt gefällt sie mir“, fügt er hinzu.

„Das Interesse an der Natur habe ich von meiner Oma und meinen Eltern mitbekommen.“



Bietet Yoga-Spaziergänge im Botanischen Garten an: Herbert Voigt.

Foto: Peter Leßmann

Entspannt geht der Ur-Münsteraner auch mit seinem heimischen Garten um, der ihm als Erholungsort viel bedeutet. Dieser ist so angelegt, dass sich der Arbeitsaufwand in Grenzen hält. „Eigentlich darf alles stehen, wie ich es angepflanzt habe. In meinem geordneten Chaos der Natur muss ich höchstens Rasen mähen und ab und an etwas zurückschneiden.“ Um die tierischen Mitbewohner kümmert sich seine Frau Ruth. Als Herbert Voigt von den Katzen, Hühnern und Bienen erzählt, holt er sein Smartphone und zeigt Fotos von ihrem ausgebauten Fachwerkspeicher mit dem großen Grundstück.

Dass er nach der Arbeit zu Hause im Garten werkelt, kommt nicht von ungefähr: Er hat sein Hobby zum Beruf gemacht. „Ich glaube, das Interesse an der Natur habe ich von meiner Oma und meinen Eltern mitbekommen.“

Deshalb studiert er zunächst Landschaftsarchitektur in Osnabrück. Dann zieht es ihn als Entwicklungshelfer nach Borneo, wo er vier Jahre bleibt. „Ich habe auf einer Orang-Utan-Station und in einem Nationalpark gearbeitet und nebenher einen kleinen botanischen Garten aufgebaut.“ Als er zurückkommt, wird ihm klar, dass er sein Wissen über Zusammenhänge in Ökosystemen ausbauen will.

An der Universität Münster entsteht zu dieser Zeit der Studiengang Landschaftsökologie am Institut für Geographie. „Der ganzheitliche Ansatz klang gut, und deshalb entschied ich mich für Geographie mit Schwerpunkt Landschaftsökologie in Münster. Mein Nebenfach war Geomedizin, was gut dazu passte, weil ich aus Spaß und Interesse eine Ausbildung zum Heilpraktiker gemacht hatte.“ Nach dem Studium arbeitet er eine Zeit lang im Botanischen

Garten in Bochum, bis er von einer Stelle im Botanischen Garten Münster erfährt. Er bekommt den Job und fängt 1988 an. „Damals war der Garten sehr klassisch angelegt, mit vielen Einzelbeeten und unzähligen Schildchen. Der Lerneffekt war nicht besonders groß“, meint Herbert Voigt und ergänzt: „Weil Studierende als Hauptzielgruppe des Gartens ein ähnliches Lernverhalten haben wie andere Besucher, wollten wir das ändern.“

Inzwischen haben wir sein Büro verlassen und schlendern durch den Garten. „Hier standen damals Rosenbeete“, sagt er und zeigt auf eine Stelle neben dem Teich. „Die Grundidee der Neugestaltung war, den Wandel von der Natur- zur Kulturlandschaft darzustellen.“ Im Farn-Tal angekommen, erzählt er, dass ihm dabei auch die Ganzheitlichkeit am Herzen lag. „Als Ökologe versuche ich, Systeme als Gan-

zes zu betrachten. Wenn ich etwas über eine Pflanze lernen will, dann geht das am besten, wenn sie im korrekten, möglichst naturnahen Umfeld steht.“ Deshalb gedeihen beispielsweise die Farne in einer nachgebildeten Tallandschaft mit passenden Felsen aus Kalkstein und einem Flussbett mit abgerundeten Kieselsteinen. „Die Gestaltung dieser Details ist nur in Zusammenarbeit mit dem engagierten Team des Botanischen Gartens möglich.“

Herbert Voigt legt großen Wert darauf, Botanik und Biologie mit allen Sinnen erfahrbar zu machen. Lernen als Begreifen im wahrsten Sinne des Wortes. „Das geht zum Beispiel im Riech- und Tastgarten, vor dem wir hier stehen“, sagt er und pflückt ein Salbeiblatt. „Nehmen Sie auch eines und reiben damit über Ihre Zähne und spüren, wie glatt die danach sind.“ Tatsache, die pelzige Blattoberfläche reinigt die Zähne. „Über solche Aktionen steige ich mit Besuchern in die Diskussion ein, warum das Blatt diese Struktur, Farbe oder Form hat.“ Sein Wissen über Pflanzen und Ökologie gibt er gerne bei öffentlichen Führungen weiter.

Besonders beliebt ist der Yoga-Spaziergang – 130 Leute waren im Oktober dabei. „Ich bin Yoga-Lehrer. Das habe ich neben Karate von einem koreanischen Kampfmönch in Asien gelernt.“ Ein weiterer Höhepunkt ist das Unkräuter-Essen, das er gemeinsam mit Köchen im Botanischen Garten veranstaltet. Statt die Unkräuter zu vernichten, werden sie schmackhaft zubereitet. „Ursprünglich war das eine Idee für Kinder. Auf der Suche, was denen schmeckt, musste auch meine Tochter Miriam das ein oder andere Mal kosten“, berichtet er und lacht.

Neben der Arbeit im Garten und den Führungen identifiziert Herbert Voigt Pflanzen für den Zoll und berät den Giftnotruf der Kinderklinik. „Manchmal ist das etwas stressig, wenn ich zum Beispiel abends in der Pizzeria sitze und einen Anruf zu einem Vergiftungsnotfall bekomme.“ Wenn er nächstes Jahr in den Ruhestand geht, freut er sich erst einmal auf Entspannung. „Anfangs werde ich morgens aufstehen, wann ich möchte. Für die folgende Zeit habe ich schon so viele Projektangebote bekommen, dass ich mich bestimmt bremsen muss, damit ich nicht zu viel mache.“

FRIEDRIKE STECKLUM

KURZ NACHGEFRAGT ?

Patricia Göbel über ihre Aufgabe als neue Gleichstellungsbeauftragte der WWU



Was hat Sie dazu bewegt, diesen Posten anzunehmen?

Ich habe an dem Programm „Frauen managen Hochschule“ teilgenommen. Die Position der Gleichstellungsbeauftragten sehe ich auch als Hochschulmanagement-Aufgabe mit vielen Gestaltungsmöglichkeiten. Außerdem habe ich in meiner beruflichen und wissenschaftlichen Laufbahn sehr viel Unterstützung und Mentoring erfahren. Diese Erfahrungen kann ich nun weitergeben und mich für Chancengleichheit vor dem Hintergrund der Vereinbarkeit von Familie und Beruf einsetzen.

Wird Ihrer Meinung nach genug für die Gleichstellung an der WWU getan?

Es wird sehr viel für die Gleichstellung an der WWU getan. Wenn man sich den Internetauftritt des Gleichstellungsbüros anschaut, sieht man, dass es zahlreiche Programme und Bausteine gibt. Dennoch sind beispielsweise die Promotion und die Postdoc-Phase große Hürden in der Wissenschaftskarriere. Es gibt Probleme wie Befristungen oder die Überstundenkultur. Hier könnte man Mittel, die für die Chancengleichheit gewährt werden, gebündelter einsetzen. Ich möchte außerdem die besondere Situation von Studierenden mit Kind mehr in den Fokus rücken.

Was verbinden Sie mit dem Schwerpunktthema „Familienbewusstsein“?

Familienarbeit und Elternschaft braucht mehr Anerkennung und darf kein Nachteil für die Karriere sein. Ich wünsche mir eine offene, wertschätzende und unterstützende Haltung gegenüber Menschen, die Familie und Beruf beziehungsweise Studium miteinander verbinden möchten oder müssen.

KATHRIN NOLTE

Die WWU in Schwarz-Weiß

Studentenbude mit Familienanschluss

Nächtliche Anrufe: Wie die Wohnungssuche früher funktionierte

Als Marianne Ravenstein im Herbst 1976 zum Studium der Volkswirtschaftslehre von Kerpen nach Münster zog, folgte sie dem Tipp ihres Bruders: Gehe am besten direkt zum AStA, wenn du eine Bude suchst, hatte er ihr empfohlen. Gesagt, getan. An einem Vormittag brachte die damals 18-Jährige ihre Einschreibung hinter sich, direkt im Anschluss wandte sie sich im Torhäuschen links vom Schloss hilfesuchend an die Studentenvertreter. Die wussten allerdings der Neu-Münsteranerin auch nicht mehr zu berichten, als dass es sinnvoll sei, im Haus Frauenstraße 24 nachzufragen. Und siehe da: Die Wohnheimplätze, erfuhr Marianne Ravenstein, waren zwar schon alle vergeben – aber immerhin standen noch drei Privatzimmer zur Wahl.

Auf ging's mit dem Bus zum Gremmdorfer Nachtigallenweg, wo sie zügig Nägel mit Köpfen machte. Kosten: 110 Mark, inklusive Familienanschluss, zu der auch Dackeldame Susi gehörte. „Es war ein mit elf Quadratmetern kleines, aber feines Zimmer. Alle Studenten hatten seinerzeit aber auch nicht die heute üblichen Wünsche und Ansprüche – ich habe mich jedenfalls drei Semester lang wohl gefühlt“, berichtet die heutige Prorektorin der Universität Münster. Es war somit eine Mischung aus Glück und Bescheidenheit, die Marianne Ravenstein damals schnell zu ihrer Bude verhalf. Aber in den 1970ern galt wie heute: Die Suche nach der ersten Bleibe war und ist für alle Erstsemester eine Herausforderung.

Um die Chancen zu erhöhen, kauften sich damals viele Studierende freitags zu später Stunde die Wochenendausgabe der Tageszeitung beim Nachtportier. Häufig wurden die Wohnungsanzeigen direkt vor Ort durchforstet und die Vermieter von der nächsten Telefonzelle aus angerufen. Weshalb die nicht selten, wohl wissend um diese Praxis, am Abend den Stecker ausstöpselten.

Wirft man einen Blick in die Statistik, lässt sich für Münster fest-

stellen, dass in den vergangenen Jahrzehnten kontinuierlich mehr Wohnraum entstanden ist. Wie aus Daten des Landesbetriebs Information und Technik NRW hervorgeht, gab es Ende 1987 rund 112.941 Wohnungen. Bis Ende 2015 stieg die Zahl auf 162.030. Bei 246.339 Einwohnern teilten sich im Jahr 1987 rechnerisch 2,2 Münsteraner eine Wohnung. Zum Vergleich: 2015 teilten sich bei 310.039 Einwohnern rechnerisch 1,9 Münsteraner eine Wohnung. Soweit die nackten Zahlen.

Für Erstsemester war und ist die Situation auf dem Wohnungsmarkt trotz dieser Entwicklung gerade im Herbst nicht einfach. Seit den 1960er-Jahren wurden besonders in der Innenstadt die Mieten erhöht. Eine Reaktion darauf war ab 1972 die Besetzung der Häuser der Greverer Straße 31 und der Frauenstraße 24 durch Studierende. Das Zitat des damaligen AStA-Vorsitzenden Rolf Steinhilber in einem Artikel der Münsterschen Zeitung vom 30. April 1980 veranschaulicht die Stimmung: „Jedes Semester suchen tausende von Studenten eine Wohnung. Wir werden verhindern, dass die bisherige Abbruchpolitik in Münster fortgesetzt wird. Wir werden den Bagger stoppen.“ In beiden Fällen ist dies gelungen. Bis heute bieten die Gebäude Studierenden preiswerten Wohnraum. KATHRIN NOLTE



Wohnungssuche im Jahr 1974: Der Gang zum Nachtportier der Tageszeitung gehörte für Studierende zum üblichen Wochenendprogramm.

Foto: Christoph Preker, S/W-Labor Münster

Die Serie „Die WWU in Schwarz-Weiß“ dokumentiert in Zusammenarbeit mit dem „S/W-Labor Münster“ interessante hochschulpolitische, kulturelle und kuriose Ereignisse aus der Geschichte der Universität.

Mediziner schnuppern Forschungsluft

Neuer Masterstudiengang „Experimentelle Medizin“ qualifiziert Medizinstudierende für die Wissenschaft

Es ist ein bundesweit einmaliges Projekt, das zum Wintersemester an der Medizinischen Fakultät gestartet ist: Mit dem neuen Masterstudiengang „Experimentelle Medizin“ qualifizieren sich Studierende der Humanmedizin gleichzeitig für die biomedizinische Forschung. „Wer naturwissenschaftlich ausgebildet ist, kann Erkenntnisse aus der Grundlagenforschung viel besser in die klinische Praxis hineinbringen“, ist Nadine Heiden überzeugt. Sie studiert Medizin und hat sich als eine der Ersten für den Studiengang eingeschrieben. Zuvor absolvierte sie bereits ein Bachelor-Studium in Molekularer Biomedizin in Bonn. „Der Idealfall wäre, wenn sich im Berufsalltag beides verknüpfen ließe“, sagt sie. „Man könnte zum Beispiel vormittags Patienten behandeln und nachmittags im Labor nach neuen Therapieansätzen forschen.“

Genau diesen Gedanken verfolgen auch die Initiatoren des Masterstudiengangs. „Wenn Mediziner ein Verständnis von Naturwissenschaften haben und die Hintergründe von Krankheiten kennen, haben sie mehr Möglichkeiten, Patienten in Zukunft besser behandeln zu können“, sagt Prof. Rupert Hallmann, einer der Koordinatoren des Studienprogramms und Mitglied des Exzellenzclusters „Cells in Motion“. Der Exzellenzcluster bildet eine tragende Säule des Studiengangs und trägt mit seinen Arbeitsgruppen viel zu den Lehrveranstaltungen bei. In Seminaren, Workshops und Laborpraktika befassen sich die Studierenden



Ab ins Labor geht es für Studierende der Experimentellen Medizin: Hier sind Teilnehmer der Junior Class, darunter Hannah Vorgerd (3.v.r.), gemeinsam mit den Koordinatoren Prof. Ulrich Mußhoff (3.v.l.), Dr. Sarah Eligehausen (2.v.r.) und Prof. Rupert Hallmann (r.) zu sehen. Foto: Peter Grewer

unter anderem mit Biochemie, Physik, Molekularbiologie und Zellbiologie, wobei sie biomedizinische Forschungsfragen mit wissenschaftlichen Herangehensweisen bearbeiten. Beispielsweise untersuchen sie Entzündungsprozesse oder aber auch die Entstehung von Tumoren.

„Auf diese Weise lernen wir quasi beide Sprachen, die der Mediziner und die der Naturwissenschaftler“, erklärt Nadine Heiden. Klassische Mediziner ziehen für die Grundlagenforschung häufig Naturwissenschaftler zurate, die jedoch nach anderen Gesichtspunkten arbeiten. So erforschen Biologen zum Beispiel, wie Zellen und Krankheitsreize aufgebaut sind. Die Mediziner nutzen diese Ergebnisse dann, um Therapien zu entwickeln. Durch die neue zweigleisige Ausbildung fällt es den angehenden Mediziner leichter, bestimmte Behandlungsmethoden auf die persönlichen Voraussetzungen

von Patienten abzustimmen – ein großer Vorteil im späteren Klinikalltag. „Wir sind sicher, dass die Nachfrage nach Absolventen groß sein wird“, sagt Prof. Ulrich Mußhoff vom Institut für Ausbildung und Studienangelegenheiten an der Medizinischen Fakultät. Er bildet mit Rupert Hallmann und der Biologin Dr. Sarah Eligehausen das Koordinatorenteam des Studiengangs. Mögliche Arbeitgeber seien zum Beispiel größere Kliniken und Forschungseinrichtungen, aber auch forschende Industrieunternehmen.

Da nur wenige Studierende wie Nadine Heiden einen naturwissenschaftlichen Bachelorabschluss als Voraussetzung für den Masterstudiengang mitbringen, haben die Initiatoren eine sechssemestrige „Junior Class“ als alternatives Studienprogramm geschaffen, das parallel zum Medizinstudium verläuft. Die erste Kohorte startete im Sommer 2015. Pro Semester kommen bis zu 15 neue Studierende hinzu.

„Die Seminare und Laborpraktika finden vor allem abends oder in den Semesterferien statt, damit sie sich mit dem Medizinstudium vereinbaren lassen“, beschreibt Hendrik Schürmann seinen Studienalltag. Er befindet sich im vierten Semester der Junior

Class. „Besonders gut gefällt mir, dass wir die Schwerpunkte selbst mitbestimmen können“, sagt er. Hannah Vorgerd, die im dritten Semester der Junior Class ist, schätzt vor allem die Anknüpfungspunkte zum Medizinstudium und den Blick über den Tellerrand hinaus. „Im Labor arbeitet man mit Methoden, die man im Studium gar nicht kennenlernen würde. Man erhält mehr Detailwissen und hinterfragt viele Dinge ganz anders“, sagt sie. Insofern sei die Junior Class ein lohnenswerter Mehraufwand. „Ich hatte schon immer ein großes Interesse an Naturwissenschaften, möchte aber gerne als Ärztin in einer großen Klinik arbeiten“, beschreibt sie ihre Motivation. Dass sie in Münster beides verbinden könne, sei für sie ein Glücksfall.

„Unsere Idee beim Aufbau des Masterstudiengangs Experimentelle Medizin war es, noch mehr naturwissenschaftliche Inhalte in das Studium der Humanmedizin zu bringen“, sagt Prof. Mathias Herrmann, Dekan der Medizinischen Fakultät. Wer den Master-of-Science in der Tasche hat, kann damit unter anderem den Weg zu einem naturwissenschaftlichen Doktorgrad einschlagen.

JULIA SCHWEKENDIEK

Sport und Spaß beim Nikolausturnier

Zwei Tage voller Sport und Spaß erwarten die Teilnehmer beim traditionellen Nikolausturnier des Hochschulsports. In mehr als zehn Sportarten von Badminton über Inlinehockey und Fußball bis hin zu Ultimate Frisbee werden am Freitag und Samstag, 2. und 3. Dezember, Wettkämpfe ausgetragen. Die Online-Anmeldung läuft noch bis Freitag, 18. November, 12 Uhr. Teilnehmen dürfen ausschließlich Studierende deutscher und europäischer Hochschulen.

Seit mehr als 50 Jahren veranstaltet der Hochschulsport das Nikolausturnier, das mit über 2000 Sportlern inzwischen zu den größten Breitensportveranstaltungen an deutschen Hochschulen zählt. Sport und Ehrgeiz ja, Gewinnen gerne – aber nicht um jeden Preis und schon gar nicht, wenn dabei der Spaß zu kurz kommen könnte, lautet die Devise. Zuschauer sind in den mehr als 30 münsterischen Sportstätten gerne gesehen.

Am Abend des 2. Dezembers treffen sich die Sportler und Gäste zur großen Nikolausparty des Hochschulsports in der Mensa am Ring. Beginn ist um 21 Uhr.

> www.uni-muenster.de/Nikolausturnier

Hörsaal-Slam geht in die dritte Runde

Münsters „Hörsaal-Slam“ geht in die dritte Runde. Beim großen Dichter-Wetstreit treten am Montag, 28. November, wieder mehrere Künstler im Hörsaal H1 gegeneinander an. Einlass ist ab 18.30 Uhr, Beginn um 19 Uhr.

Die Themen beim „Poetry Slam“ sind ebenso unterschiedlich wie die Art und Weise der Vorträge. Manche Künstler schreiben politische Reflexionen, andere persönliche Gedichte. Daneben liegt der Fokus vor allem auf der Performance. Am Ende kürt das Publikum den Sieger des Literatur-Wettkampfs.

Wer dabei sein möchte, benötigt ein Bändchen, das am 28. November zwischen 16 und 18 Uhr kostenlos beim AStA der Universität Münster, Schlossplatz 1, verteilt wird. Der „Hörsaal-Slam“ ist eine Kooperation der Allgemeinen Studierendenausschüsse der WWU, der Fachhochschule und der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen.



Einblick in die Forschung: In mehreren Praktika lernen Masterstudentin Nadine Heiden und Junior-Class-Teilnehmer Hendrik Schürmann die Arbeit im Labor kennen. Foto: Julia Schwekendiek

Anzeige



Von führenden Professoren empfohlen!

Die richtigen Bücher fürs Studium – immer bei Poertgen-Herder

Wissenschaftliche Literatur, Fachbücher zu allen Studienrichtungen und praktisch jede Buchempfehlung Ihres Professors. Wir führen, was Sie suchen oder besorgen es ganz schnell. Selbstverständlich beraten wir Sie gerne bei der Auswahl und helfen Ihnen kompetent weiter.

Den optimalen Ausgleich zum Studium bieten viele unterhaltsame und interessante Bücher aus unserem riesigen Sortiment.

Bücher kaufen für Ihre Zukunft. Erleben Sie's.

Poertgen-Herder
Haus der Bücher
Salzstraße 56 • Tel. 0251/49014-0
E-Mail: poertgen-herder@thalia.de

poertgen herder
HAUS DER BÜCHER

Warum ich „Human Movement in Sports and Exercise“ studiere ...



Praktische Kurse als „aktive Pause“

Wenn ich gefragt werde, was ich genau studiere, werde ich meistens mit einem verwirrten „äh was?“ unterbrochen. Zugegeben, „Human Movement in Sports and Exercise“ ist ein etwas langer Name, der dafür aber eine breite Spannweite an Fächern mit einschließt.

Ich konnte mich damals nach dem Abi nicht zwischen Englisch und Medizin entscheiden. Da die Vorlesungen hier auf Englisch gehalten werden, ist es die perfekte Mischung – außerdem ist Münster eine schöne Stadt. Allgemein gehört „Human Movement in Sports and Exercise“ zum Fachbereich Sportwissenschaft. Man beschäftigt sich aber auch mit Sportmedizin und Gesundheit, Biomechanik, Sportwirtschaft und psychologischen Einflüssen im Sport. Dazu kommen noch Methodenseminare und Statistik, die uns beibringen sollen, wie man wissenschaftlich arbeitet.

Zum Glück bekommen wir durch die praktischen Kurse eine „aktive Pause“ zwischen den Vorlesungen. Mein persönlicher Lieblingsschwerpunkt ist Neuro: Wie entsteht Willkürmotorik? Nach welchen Kriterien initiiert das Gehirn die passende Bewegung als Antwort auf bestimmte Umwelteinflüsse? Wie kann man dieses Wissen einsetzen, um Sportlern oder Patienten zu helfen, ihre motorischen Fähigkeiten zu verbessern? Dieser Studiengang steckt noch in den Kinderschuhen, wird aber hoffentlich mal vielen Leuten zugutekommen – egal ob im Alltag, im Leistungssport oder in der Forschung, die neue Rehabilitationsmöglichkeiten entwickelt.

Meike Hettwer (20)

TOP TERMIN

18.11.

In der Sonderausstellung „Tod und Ewigkeit“ wird ab **Freitag, 18. November**, erstmals die umfassende restaurierte „Münster-Mumie“ präsentiert. Die altägyptische Mumie aus dem 7. Jahrhundert vor Christus lagerte fast 40 Jahre in den Beständen des Archäologischen Museums der WWU. Mit Unterstützung des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ wurde sie im vergangenen Jahr umfassend restauriert.

Die wissenschaftliche Erforschung der Mumie war Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit dem Umgang mit Verstorbenen in verschiedenen Kulturen und Zeiten. In der Ausstellung werden die Ergebnisse dieses Austauschs zwischen Ägyptologen, Mumienforschern und Philosophen dargestellt.

Am Freitag, 18. November, wird die Ausstellung um 18 Uhr feierlich eröffnet. Bis zum 22. Januar 2017 ist sie täglich außer montags von 14 bis 16 Uhr im Archäologischen Museum, Domplatz 20-22, zu sehen.

DIE NÄCHSTE

wissen | leben
Die Zeitung der WWU Münster

erscheint am
14. Dezember 2016.